Die

Landstreicher.

Roman

von

Roderich Benedix.

I. Band.

Leipzig,
Verlag von A. H. Payne.

Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.

1.

Ein kleiner Korbwagen rollte auf einem Landwege nach einem Dorfe zu. Eine rüstige Frau zwischen vierzig und fünfzig Jahren saß allein darin und lenkte das kleine, muntere Pferd. Als sie in die Nähe des Dorfes kam, begann die Glocke der kleinen Kirche zu läuten und bald darauf erblickte die Frau einen Leichenzug, der dem Kirchhofe zuschritt. Sie lenkte ihren Wagen bei Seite und ließ den Zug bei sich vorübergehen. Das eintönige Läuten der Glocke, die traurige Weise des Grabliedes, das die Schulkinder sangen, machten einen trüben Eindruck auf die Frau, die die Hände faltete und leise ein Vaterunser sprach. Hinter dem Sarge schritt ein Knabe von etwa acht Jahren her. Er mußte wol der einzige Verwandte des Todten sein, denn unbestritten blieb ihm der Ehrenplatz hinter der Bahre, niemand ging neben ihm, und erst in einiger Entfernung schlossen sich die übrigen, für ein Dorf sehr zahlreichen Leichenbegleiter an.

Der Zug war vorüber, die Reisende fuhr langsam nach dem Gasthofe, stellte dort ihr Pferd ein und begab sich zu der Wohnung des Schulzen. Dieser war noch bei

dem Leichenzuge und sie mußte auf seine Rückkehr warten. Nach einer halben Stunde erfolgte diese und der Schulze fragte nach dem Begehr der Reisenden. Sie gab sich als Frau Schneidewin zu erkennen, die in Eichenwalde eine Bier- und Branntweinwirthschaft führte und von dem Schulzen schon seit längerer Zeit Lebensmittel bezogen hatte. Jetzt war sie gekommen, um regelmäßige Lieferungen zu fest bestimmten Preisen mit dem Schulzen zu vereinbaren. Dieser ging auch darauf ein und nach längerem Besprechen und Feilschen schlossen beide ihr Geschäft ab.

Als dies geschehen war, fragte Frau Schneidewin den Schulzen; wen sie heute begraben hätten und wer der Knabe gewesen, den sie hinter dem Sarge hatte gehen sehen.

„Unser Pfarrer war's, Magister Braunsdorf“, antwortete der Schulze, den wir begraben haben, und der Knabe hinter der Bahre war sein Sohn.

„Braunsdorf“, rief die Frau mit seltsamer Lebhaftigkeit, „Braunsdorf hieß der Pfarrer?“

„Allerdings; habt Ihr ihn gekannt?“

„Ich kannte in meiner Jugend einen Candidaten, der so hieß, vielleicht ist es derselbe. Er führte den Vornamen Ehrenfried.“

„„Ehrenfried, ganz richtig, so hieß unser Pfarrer auch.““

„Erzählt mir von ihm. Was war es für ein Mann?“

„„Ein rechtschaffener Herr, ein tüchtiger Pfarrer. Er predigte schlicht und recht, daß ihn der gemeine Mann verstehen konnte, er sprach von der Liebe, die die Menschen unter einander haben sollten, und von der Liebe, die Gott

zu den Menschen hätte. Er donnerte nicht immer gegen die Verdorbenheit der Welt und malte nicht immer die ewigen Höllenstrafen aus, wie ich es wol anderwärts gehört habe. Dabei beschränkte er sich nicht auf seine Kirche, er bekümmerte sich um jeden in der Gemeinde, er besuchte die Kranken, tröstete die Unglücklichen, versöhnte die Streitenden, er kannte jedes Haus im Dorfe und dessen Verhältnisse. Ja, ja, wir bekommen solch einen Pfarrer so leicht nicht wieder, er war ein echter Mann Gottes und sein gutes Plätzchen im Himmel wird ihm wohl bereitet sein.''‘

„Er war ein echter Mann Gottes", murmelte Frau Schneidewin vor sich hin, während ein paar Thränen ihr über die Wangen liefen. Sie wandte sich ab, um diese abzuwischen und fragte dann weiter: „wie lange war er im Dorfe, wie lebte er, wie ging es ihm?"

Der Schulze erwiederte: „achtzehn Jahre ist er hier gewesen. Wie es ihm ging? Je nun die Pfarrerstelle trägt nicht eben zu viel und er hatte nichts übrig. Als er hierher kam, war er still und für sich, aber freundlich mit den Leuten. Etwa sechs Jahre mochte er hier sein, als er sich verheirathete mit der Tochter eines andern Pfarrers. Lange blieb seine Ehe kinderlos und als seine Frau ihm endlich einen Knaben gebar, starb sie im Kindbette. Das ganze Dorf trauerte mit ihm, denn die Frau Pfarrerin war gut und sanft gewesen. Ihr Tod hat ihn auch sehr geschmerzt, denn er wurde von der Zeit an noch stiller, als sonst. Ja, ja, es hat an ihm genagt, und so ist er ihr jetzt nachge-

folgt, zu früh für ihn und uns, denn er war kaum fünfzig Jahre alt und hätte noch lange wirken können."

„Und was wird nun aus dem Knaben," fragte Frau Schneidewin mit Mühe ihre Rührung unterdrückend.

Der Schulze kratzte sich im Kopfe und antwortete: „das liegt mir auch schon seit drei Tagen in Gedanken. Der arme Junge steht ganz allein in der Welt, sein Vater hatte keine Verwandten, wie ich sicher weiß und seine Großältern von der Mutter her sind auch längst todt. Ich habe ihn heute Morgen noch gefragt, was er werden wolle. Er antwortete mir: Pfarrer wolle er werden, wie sein Vater. Aber wo soll das herkommen? Vermögen hat der Pfarrer nicht gehabt und wenn seine Verlassenschaft versteigert wird, kommen kaum ein paar hundert Thaler heraus. Davon kann der Junge nicht studiren."

„Wenn aber der Vater so beliebt war", sagte Frau Schneidewin, „wird sich die Gemeinde nicht seiner annehmen?"

Der Schulze schüttelte den Kopf und erwiederte: „darauf läßt sich nicht viel rechnen. Unsere Gemeinde ist nicht eben reich. Wir werden den Jungen durchschleppen, bis er vierzehn Jahre alt ist, da giebt der eine Schinken, jener Eier, ein dritter Brod. Das thun die Bauern, aber Geld geben sie nicht. Nun müßte der Junge auf die Schule und die Universität, da müßte er wenigstens zehn Jahre lang erhalten werden, wo soll das herkommen? Es bleibt nichts übrig, als daß wir ihn auf ein Handwerk thun, sobald er vierzehn Jahre alt ist, wenn ich ihn nicht bei einem Kaufmann in die Lehre bringen kann."

Frau Schneidewin sah eine Weile schweigend zum Fenster hinaus, dann drehte sie sich um und sagte: „der Junge soll studiren und Pfarrer werden“

„„Wie soll das gehen?““

„Ich will ihn studiren lassen. Hört, Schulze, mir ist es als wäre es ein Wink Gottes daß ich heute hierher gekommen bin. Ich habe vier Kinder gehabt und keines ist mir am Leben geblieben. So soll denn die arme Waise mein Kind sein. Ich will ihn zu mir nehmen, wenn niemand Anspruch auf ihn hat, der für ihn sorgen wird. Ihr seid ja der Schulze und könnt mit dem Gerichte abmachen was dabei nöthig ist.“

Der Schulze blickte die Frau verwundert an, dann reichte er ihr die Hand und sagte: „wenn Ihr das thut, verdient Ihr Euch ein Gotteslohn. Nehmt mir's nicht übel, ich hätte es Euch nicht zugetraut. Ihr seid etwas kurz ab, bei unserm Handel habt Ihr um den Pfennig gefeilscht, und ich hätte Euch eher für hart und geizig gehalten, als daß ich so etwas von Euch geglaubt hätte. Nehmt's nicht für ungut. Aber den Jungen sollt Ihr haben, wenn Ihr wollt, mit dem Gerichte werde ich schon alles abmachen.“

„Gut denn“, erwiederte die Frau, „so nehme ich ihn gleich mit. Meinen Wagen habe ich da, was soll der arme Schelm hier ein paar Tage allein im Dorfe, er mag mit mir fahren. Wo ist er?“

„Im Pfarrhause“, antwortete der Schulze, „ich habe ihn eingeschlossen“

„Eingeschlossen!“ fragte die Frau.

„Ich wußte mir nicht anders zu helfen. Ohne Aufsicht konnte ich das Kind nicht lassen, und ich war eben im Begriff mit dem Gemeinderath zu überlegen wo wir den armen Kerl zunächst unterbringen, als ich Euch hier traf. Um ihn vor Schaden zu bewahren, habe ich ihn also eingeschlossen.“

„So gehen wir zu ihm“, rief die Frau, „und lassen ihn heraus.“

Der Schulze stimmte ein und beide machten sich auf den Weg zum Pfarrhause. Dieses lag einsam auf einer kleinen Erhöhung und war von einem wohlgepflegten Garten umgeben. Tiefe Stille herrschte ringsum. Sie traten näher und öffneten die Hausthür. Aus dem Wohnzimmer schallten ihnen die Töne eines Claviers entgegen. Es war der Choral: „Befiehl Du Deine Wege“, der gespielt wurde. Der Schulze öffnete die von außen verschlossene Thür und trat mit Frau Schneidewin ein. An einem Klavier saß der Knabe, der sich auf das Geräusch der Eintretenden umwandte.

„Ich bringe dir jemanden, Ehrenfried“, sagte der Schulze, „der dir etwas zu sagen hat.“ Der Knabe stand auf. Seine Augen verriethen daß er viel geweint hatte. Er schaute verwundert die fremde Frau an.

„Armes Kind“, hub diese an, „du bist recht unglücklich, du hast deinen Vater verloren.“

„Was Gott thut, das ist wohlgethan“, erwiederte der Knabe ernsthaft.

„Ein gutes Wort, ein gutes Wort“, sagte die Frau, „woher hast du das?“

„Mein Vater hat es mir oft gesagt“, war die Antwort.

„Du hast wol deinen Vater sehr geliebt?“ fragte die Frau weiter.

„Wir sollen Vater und Mutter lieben, auf daß es uns wohlgehe auf Erden“, antwortete Ehrenfried.

„Seht, Frau Schneidewin“, warf der Schulze ein, ‚der brave Herr Pfarrer hat früh begonnen den Knaben zu belehren. Er ist verständig über seine Jahre.“

„Und du willst Pfarrer werden“, fragte Frau Schneidewin weiter.

„Ich werde was mein Vater war“, erwiederte der Knabe, „auch mein Großvater und Urgroßvater sind Pfarrer gewesen, hat mir mein Vater erzählt.“

„Weißt du denn auch“, fiel der Schulze ein, „wie man es macht wenn man Pfarrer werden will?“

„„Man muß auf Schulen gehen und viel lernen.““

„Und das zu können muß man Vermögen haben oder Aeltern, die die Schulen bezahlen. Du hast beides nicht, wie soll das werden?“

„Das weiß ich nicht, Gott wird schon helfen, wenn es Zeit ist.“

„„Gut, gut. Wenn Gott einem Armen helfen will, so schickt er brave Menschen. Dir hat er diese gute Frau zugesandt. Sie will dich mit sich nehmen und dich erziehen und dir helfen, daß du Pfarrer werden kannst.““

Der Knabe schaute Frau Schneidewin forschend an, als wolle er in ihren Zügen lesen, wie sie ihm gesinnt sei. Die Frau aber hatte bis dahin still für sich geweint. Jetzt sagte sie freundlich: „willst du mit mir gehen, Ehrenfried? Da du Vater und Mutter verloren hast, will ich deine Mutter sein.“

„Wenn Sie Gott geschickt hat“, erwiederte Ehrenfried, „so will ich mit Ihnen gehen. Wohin wollen Sie mich führen?“

„„In die Stadt, in mein Haus.““

„Und wann?“

„„Heute, gleich!““

„Gut. Aber ich habe mir neulich ein Bäumchen aus dem Walde mitgebracht und es in den Garten gesetzt, dem der Bach die Wurzeln blos gewaschen hatte. Das möchte ich erst auf meines Vaters Grab pflanzen. Darf ich das?“

Dies wurde ihm natürlich erlaubt und er verließ das Zimmer. Frau Schneidewin besprach dann mit dem Schulzen das Nähere über den Nachlaß des verstorbenen Pfarrers. Die Büchersammlung sollte nicht verkauft werden, die konnte dem Knaben später von Nutzen sein. Auch das Klavier sollte nach der Stadt gebracht werden, da der Knabe in der Musik schon etwas gelernt hatte. Frau Schneidewin meinte sie wolle den Knaben ganz im Sinne des Vaters erziehen und also auch die Musik nicht weglassen. Den übrigen Nachlaß versprach der Schulze zu besorgen.

Einige Stunden später rollte der kleine Korbwagen wieder der Stadt zu, und neben der Frau Schneidewin saß der kleine Ehrenfried.

2.

Am späten Abend, als die Sonne längst untergegangen war, erreichte Frau Schneidewin ihren Wohnort. Ehrenfried war eingeschlummert und wie Kinder einen festen Schlaf haben, wachte er auch nicht auf, als der Wagen auf das Straßenpflaster kam, in einen düstern Hof fuhr und vor einer Hausthüre stillhielt. Die Frau klatschte mit der Peitsche, um ihre Ankunft kund zu thun, und bald traten auch ein Mann und ein Bursche heraus, um ihr abpacken zu helfen. Als der Mann das schlafende Kind gewahrte, fuhr er zurück und rief: „was soll das, Christiane? Wo hast du den Jungen her? Was soll er hier?"

„Hier bleiben", erwiederte die Frau ruhig.

„Bist du von Sinnen, Frau!" rief Herr Schneidewin, „das wäre das Letzte, was wir brauchen könnten." Die Frau ließ sich nicht einschüchtern, sie stieg vom Wagen und sagte mit entschiedenem Tone: „jetzt schweigst du und packst den Wagen ab. Hinten liegen Schinken und Würste und ein Korb Eier. Ueber das Kind sprechen wir nachher." Damit hob sie den Knaben vom Wagen, der dabei aufwachte, und wollte ihn in das Haus führen. Ihr Mann vertrat ihr den Weg und sagte: „nichts da, ich will den Jungen nicht im Hause." „Aber die Gäste willst du durch dein Schreien aufmerksam machen", erwiederte die Frau halblaut, „daß sie heraus kommen und den Zank hören und morgen die Ge-

schichte in der Stadt herumtragen. Gieb jetzt den Weg frei, wir reden nachher weiter." Schneidewin trat brummend bei Seite. und seine Frau führte den schlaftrunkenen Knaben, der von dem Gespräch kaum etwas vernommen hatte, in das Haus. Durch einen langen, schlecht erleuchteten Gang gelangte sie an eine Treppe, die auf einen kleinen Vorplatz auslief, der mehrere Thüren zeigte. Eine derselben führte in eine mittelgroße Stube, in der ein Bette und einige Tische und Stühle standen. Hier herein brachte Frau Schneidewin den Knaben und hieß ihn freundlich sich zur Ruhe legen, während sie ging und ihm noch eine Tasse Warmbier besorgte.

Der Knabe war so ermüdet, daß er der Weisung halb im Schlafe Folge leistete und kaum zum Liegen gekommen in tiefsten Schlummer versank. Als Frau Schneidewin nach einer Weile mit dem Warmbier zurückkam, fand sie ihn so. Sie leuchtete ihm in das Gesicht und betrachtete lange die harmlosen Züge des Kindes. Ihre sonst harten, fast unfreundlichen Mienen wurden weich, eine Thräne stahl sich aus ihrem Auge, und sie sagte halb leise vor sich hin: „schlafe ruhig, armer Junge! Wenn ich an deinen Vater denke — — doch nein, ich will nicht an ihn denken. Dich aber will ich stützen und zu einem braven Manne machen, so Gott mir hilft." Darauf verließ sie leise die Stube, horchte noch ein Mal, bis sie die ruhigen Athemzüge des Schlafenden vernahm, schloß dann leise die Thür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann ging sie hinunter in das Gastzimmer.

Schneidewin führte eine Bierwirthschaft. Das Gastzimmer war groß, aber nicht von besonders feiner Einrichtung. Hölzerne Tische und Bänke bildeten den Hausrath, gewöhnliche Talglichter die Erleuchtung, und wenn die Gäste zu essen verlangten, so erhielten sie es ohne Tellertücher, die hier für Ueberfluß galten. Deshalb gehörten auch die Besucher dieser Wirthschaft nicht den reicheren Ständen an, sie bestanden aus kleinen Handwerkern, Gesellen und Arbeitern.

Als Frau Schneidewin in das Gastzimmer trat, war es schon ziemlich leer. Nur in einer Ecke saßen noch einige Gäste, die Karte spielten. Sie warf einen prüfenden Blick auf Gläser und Flaschen und da sie alles in Ordnung fand, setzte sie sich an einen Tisch, nahm ein Buch aus der Tasche und rechnete ihre Einkäufe noch ein Mal durch. Ihr Mann stand hinter den noch vorhandenen Gästen und sah dem Spiele zu, wobei er zuweilen zornige Blicke auf seine Frau warf. Der Bursche, der vorher mit an den Wagen getreten war, hatte denselben abgepackt, dann das Pferd besorgt und kam jetzt auch in die Gaststube wo er sich hinter einen Tisch setzte und Fidibus machte. Lange dauerte das Spiel nicht mehr, nach kurzer Weile brachen die Gäste auf, und die drei Hausbewohner waren allein

Schneidewin trat an seine Frau heran und sagte mit rauhem Tone: „so, nun hört uns niemand mehr. Jetzt sage mir was das für ein Junge ist und was du mit ihm vorhast.“ Die Frau sah ihn ruhig an und erwiederte

kalt: „dieser Knabe ist der Sohn des vor drei Tagen verstorbenen Pfarrers Braunsdorf. Da er allein und mittellos in der Welt steht, will ich ihn an Kindesstatt annehmen.“

Schneidewin lachte hell auf und sagte höhnisch: „der Sohn des Pfarrers Braunsdorf? Hast du den wiedergefunden?“

Die Frau ließ sich nicht aus ihrer Ruhe bringen und erwiederte: „wie ich dir eben gesagt habe.“ „„Und denkst du denn, ich werde es zugeben daß du einen fremden Jungen ins Haus bringst?““ „Du wirst es zugeben, denn ich bestehe darauf.“ „„Das werden wir sehen. Ich will den Jungen nicht in meinem Hause, und morgen geht er hin, wo er hergekommen ist.““ „Jetzt höre meine Erklärung. Wie du mich von Stufe zu Stufe sinkend in unser jetziges Leben gebracht hast, weißt du. Ich will dir keine Vorwürfe machen, vielleicht trage ich selbst einen Theil der Schuld. Aber so fort von einem Tage zum andern leben, ohne daß ich mich an etwas erfreue, will ich nicht. Dieser Knabe soll meinem armen verlorenen Leben wenigstens einigen Werth geben, indem ich ihm Mutter sein werde, will ich doch etwas Gutes, wenigstens Nützliches thun. Vier Kinder habe ich geboren und alle vier hat uns der Tod genommen. Fürchtest du nicht daß das eine Strafe Gottes ist? Nun denn, die Liebe, die ich meinen leiblichen Kindern nicht erzeigen kann, will ich auf die arme Waise übertragen. Wenn ich dereinst zu Grabe gehe, will ich doch mit dem Gedanken sterben daß

wenigstens ein Mensch mein Andenken segnet. Von diesem Entschlusse bringst du mich nicht ab. Du kennst mich und weißt daß ich fest sein kann, wenn ich will."

Schneidewin biß sich auf die Lippen. Er mußte Gründe haben die Frau so weit zu schonen, daß er sie nicht auf das Aeußerste brachte. Deshalb sagte er in milderem Tone: „bedenkst du nicht daß der Junge ein gefährlicher Aufpasser sein wird?"

„Dafür laß mich sorgen", antwortete die Frau. „Der Knabe wird Mittags mit uns essen, sonst sollst du ihn den ganzen Tag nicht sehen."

„„Wie willst du das anfangen?""

„Er soll in die Schule zum Doctor Wagner. Dort sind die Kinder von früh sieben bis Mittags zwölf und von zwei bis sieben Uhr Nachmittags. Den Abend bleibt er auf seiner Stube."

„„Zum Doctor Wagner willst du ihn bringen? Weißt du auch daß er uns da mit Schulgeld und Büchern über hundert Thaler jährlich kosten wird?""

„Ich weiß es. Aber Doctor Wagner hat die beste Privatschule, das sagt die ganze Stadt, und der Knabe soll eine gute Erziehung genießen. Du siehst, ich habe auf alles gedacht."

Der Mann wagte keinen weiteren Widerspruch und sagte: „so magst du denn deinen Willen haben. Das merke dir aber, sobald der Junge aus dem Hause schwatzt, muß er fort." Mit diesen Worten entfernte er sich.

Frau Schneidewin wandte sich jetzt zu dem Burschen, der Fidibus gemacht und kein Wort von dem Gespräche der beiden Eheleute verloren hatte. „Kunz“, sagte sie, „du weißt, wie es hier steht. Mein ist die Schuld nicht, daß du in alles eingeweiht worden. Aber ich bin immer gut mit dir gewesen und werde es auch ferner sein. Nur eins verlange ich von dir. Du sprichst nie eine Sylbe mit dem Knaben, den ich mitgebracht habe. Wenn er dir begegnet, so heißt es guten Tag und guten Weg, sonst nichts. Wenn du mein Verbot überschreitest, so weißt du daß ich eben so streng sein kann, als ich bisher gut gegen dich gewesen bin.“

Kunz hatte ihr ruhig zugehört und erwiederte blos: „habs verstanden.“

3.

Am anderen Morgen erwachte Ehrenfried später als er es gewohnt war. Der Schmerz um den Verlust des Vaters, die Aufregungen der letzten Tage und die Reise nach der Stadt hatten ihn körperlich und noch mehr geistig ermüdet. Als er die Augen aufschlug, fiel sein Blick auf einen fremden Raum, auf fremde Gegenstände. Erst nach und nach besann er sich was mit ihm vorgegangen, wie er hierher gekommen war. Er sprang auf und schaute sich um. Er befand sich in einer ziemlich großen Stube, die mit einfach getünchten Wänden und spärlichen Vorhän-

gen einen etwas traurigen Eindruck machte. Doch die Sonne schien hell herein und Ehrenfried trat ans Fenster, um zu sehen wo er sich befände. Das Fenster ging auf eine lange, öde und einsame Straße hinaus, die nur wenig alte Häuser enthielt und größtentheils von Mauern gebildet wurde, welche Gärten umschlossen. Ihm gerade gegenüber lag eine solche Mauer. Da die Stube nicht in einem ersten Stockwerke, sondern in einem sogenannten Halbgeschoß lag, so konnte Ehrenfried nicht über die Mauer hinwegsehen, sondern nur die Gipfel der Bäume und Büsche wahrnehmen, die darüber emporragten. Das Grün dieser Bäume und Büsche that ihm wohl. Gewöhnt an das Dorf und sein frei liegendes Vaterhaus, aus dem ein Schritt ihn in das Grüne führte, kamen ihm die Mauern und alten Häuser der Straße so beengend vor daß ihm die Baumwipfel wie alte Spielgefährten freundlich zunickten.

Der Knabe sah sich im Zimmer um und bemerkte zunächst einen Waschtisch mit Wasserbecken und Handtuch. Er wußte nicht ob er sich da waschen dürfe, da er aber der einzige Bewohner des Zimmers war, glaubte er es sei für ihn hingestellt worden und wusch sich sorgfältig, wie ihn sein Vater von Kind an gelehrt hatte. Nun wußte er nicht was er beginnen solle. Hinaus zu gehen getraute er sich nicht, wußte er doch nicht wer eigentlich in dem Hause wohne. Er horchte an der Thüre — alles war still. Endlich faßte er sich ein Herz und griff nach der Thürklinke. Er fand sich eingeschlossen. Da bemächtigte

sich seiner eine große Angst. Arglos war er der fremden Frau gefolgt, jetzt fand er sich so allein, niemand bekümmerte sich um ihn, er fühlte das Bedürfniß des Hungers und hatte keine Mittel, es zu stillen. Wenn man etwas mit ihm vorhatte? Er konnte sich zwar nicht klar machen was man mit ihm vorhaben könne, aber er fürchtete sich. Da schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: er könne zum Fenster hinausspringen und wieder nach seiner Heimath laufen. Rasch ging er zum Fenster — es war nicht zu hoch vom Boden, der Sprung war zu wagen. Doch eben ging unten ein Mann vorüber. Den mußte er vorbei lassen. Er sah ihm nach. Der Mann erreichte das Ende der Straße, sein Herz klopfte hörbar, jetzt war der Augenblick hinauszuspringen.

Ehe er das aber vollführen konnte, öffnete sich die Thüre und Frau Schneidewin trat ein ihm Milch und Weißbrot zum Frühstück bringend.

Dem Knaben fiel es wie ein Stein vom Herzen, als er das freundliche Gesicht seiner Begleiterin von gestern sah. „Bist du schon munter, Ehrenfried", sagte diese, „ich glaubte du würdest länger schlafen, warst du doch so müde gestern Abend."

„Ich habe länger geschlafen als sonst", erwiederte der Knabe, vorhin habe ich es acht schlagen hören, und mein Vater hat mich immer um sechs Uhr und im Sommer noch früher aufstehen lassen."

„Und schon gewaschen, mein Sohn", sagte die Frau, mit Befriedigung, „das ist recht, das gefällt mir."

„Mein Vater lehrte mich: ehe man sein Frühgebet verrichte, müsse man sich waschen, denn es zieme sich reinlich vor seinen Schöpfer zu treten.“

„Er hat den Samen des Guten in das Herz des Sohnes gelegt“, sagte Frau Schneidewin still vor sich hin, „ja, er war ein braver Mann. Gott gebe daß dieser Same aufgehe und Früchte trage. Amen.“

Darauf gab sie dem Knaben sein Frühstück, an welches dieser sich mit der gesunden Eßlust der Jugend machte. Wohlgefällig sah sie zu wie es ihm schmeckte und strich ihn freundlich ein paar Mal über die glatt gekämmten blonden Haare. Als der Knabe sein Frühstück beendet hatte, sagte sie ihm: „nun merke auf, Ehrenfried, wie wir dein Leben einrichten und was du thun sollst. Da du Pfarrer werden willst, so mußt du erst auf die gelehrte Schule und dann auf die Universität gehen. Für die gelehrte Schule bist du aber noch zu klein. Darum will ich dich zunächst in eine Privatschule bringen, wo du eine tüchtige Vorbildung bekommen sollst. Um elf Uhr werde ich mit dir zum Doctor Wagner gehen. Jetzt aber will ich dir erst sagen, wie du dich im Hause zu benehmen hast. Wir haben eine Bierwirthschaft. Um diese hast du dich nicht zu bekümmern. Niemals, hörst du, niemals, außer Mittags, darfst du in die Bierstube kommen. Da sind oft Leute, die unanständige Sachen sprechen, und diese darf ein Knabe nicht hören. Ueberhaupt geht es dich nichts an was im Hause vorgeht, und du hast dich um nichts zu bekümmern. Des Mor=

gens bringe ich dir dein Frühstück auf die Stube und plaudere etwas mit dir. Dann gehst du in die Schule. Mittags ißt du mit uns in der Wirthsstube, dann sind selten Gäste da. Nachmittags gehst du in die Schule und Abends bekömmst du dein Nachtessen auf dein Zimmer. Da wirst du denn freilich immer allein sein, armer Schelm, denn um diese Zeit habe ich am meisten zu thun und kann nicht zu dir kommen. Aber du kannst ja dann lesen und Klavier spielen, denn auch in der Musik selbst sollst du Unterricht haben. Mittags wird mein Mann mit uns essen. Er hat viele Sorgen und Aerger, deshalb ist er oft schweigsam und verdrießlich. Laß dich das nicht kümmern. In allem mußt du dich nur an mich halten, hörst du, nur an mich. Ich habe dich hergebracht und ich allein werde für dich sorgen, wie es eine Mutter thut. Willst du mich Mutter nennen, mein Kind?"

Der Knabe schaute sie einen Augenblick an und sagte dann: „wenn Sie es erlauben."

Die Frau faßte ihn beim Kopfe, küßte ihn auf Stirn und Augen, wandte sich dann und wischte die Thränen ab, die ihr über die Wangen liefen. Doch rasch faßte sie sich und sagte: „ich will vorher erst zum Doctor Wagner gehen, um dich anzumelden. Damit dir aber die Zeit nicht lang wird, will ich dir etwas zur Unterhaltung geben.

Mit diesen Worten schritt sie auf ein kleines Pult zu, das in einer Ecke stand, und öffnete es. „Das Pult gehörte

meinem Sohn Adolph", sag'e sie, „der mir vor drei Monaten gestorben ist. Er war so alt wie du und ein guter Knabe. Sieh, hier sind noch seine Spielsachen, bleierne Soldaten, Baukasten, hier sind auch noch seine Bücher und Bilder. Damit magst du dir vor der Hand die Zeit vertreiben. Jetzt will ich gehen, um elf Uhr hole ich dich dann ab."

Darauf verließ sie das Zimmer. Ehrenfried folgte der erhaltenen Anweisung. Er war noch Kind genug um selbst an bleiernen Soldaten Spaß zu finden, mehr aber ergötzten ihn die prächtigen Bilderbücher, die Naturgeschichtliches, Geschichtliches und Mittheilungen von fremden Völkern enthielten. Die Zeit verging ihm rasch, und er hörte es elf Uhr schlagen, ehe er es vermuthete. Gewöhnt an den Klang seiner Dorfglocke kam ihm anfangs der dumpfere Ton der Stadtglocken fremd und seltsam vor, und es dauerte lange ehe er sich mit demselben vertraut machte

Frau Schneidewind kam zur versprochenen Zeit ihn abzuholen. Ehrenfried war nie von seinem Dorfe weggekommen und schaute sich mit kindischer Verwunderung um, als er durch die langen und belebten Straßen der Stadt schritt, und wiederum befiel ihn ein ängstliches Gefühl. Er kam sich so fremd, fast wie verlassen vor in der ungewohnten Umgebung, unter den vielen Menschen, von denen er keinen kannte, von denen keiner ihn grüßte. So gelangte er mit seiner Begleiterin an das Haus des Doctor Wagner. Daß man erst eine Klingel

ziehen und dann etwas warten müsse, bis geöffnet würde, war dem Knaben gleichfalls neu und befremdend. Doctor Wagner empfing den neuen Zögling mit freundlicher Würde und gewann so rasch das Zutrauen des Knaben, der nun einer Prüfung unterworfen wurde. Diese fiel recht günstig aus. Ehrenfried konnte fertig lesen, ziemlich schreiben und auch etwas rechnen, so daß Herr Wagner meinte: er könne ihn schon in die zweite Classe setzen, und ihn mit freundlichem Zureden entließ.

Frau Schneidewin war sichtlich erfreut daß ihr Pflegesohn so gut bestanden hatte. Sie führte ihn dann zu einem Schneider, der ihm Maß nehmen mußte, hieß ihn dann sich die Straßen genau ansehen, damit er sich den Weg zur Schule merke und ging endlich mit ihm nach Hause. Jetzt erst konnte Ehrenfried sich seine neue Heimath etwas genauer ansehen. Das Haus war alterthümlich, von der Zeit geschwärzt. Es hatte zwei Eingänge, den ersten von einer belebteren Straße her, der zweite führte auf die hinten liegende stille Straße, die Ehrenfried aus seinem Fenster gesehen hatte, so daß das Haus in zwei Straßen mündete. Ein langer, düsterer Hof verband diese beiden Eingänge. In dem Hofe aber war die Bierwirthschaft. Ein düsterer Gang führte nach der Treppe, die zu Ehrenfrieds Stube hinauf leitete. Links hatte dieser Gang drei Thüren, von denen die eine in die Gaststube, die zweite in die Küche, die dritte in den Keller führte. Frau Schneidewin ließ Ehrenfried in die Gaststube eintreten, die etwas finster war, da sie durch

zwei Fenster vom Hofe aus nur ein spärliches Licht empfing.

Im Zimmer war ein Tisch für drei Personen gedeckt. Schneidewin stand am Fenster. Seine Frau führte Ehrenfried zu ihm und sagte: „hier ist der Knabe, der nun bei uns bleiben soll. Das ist der Herr vom Hause, Ehrenfried, sage ihm guten Tag.“ Ehrenfried befolgte etwas schüchtern den Befehl. Schneidewin sah ihn scharf an und antwortete etwas gezwungen: „guten Tag denn. Ich hoffe, du wirst gut thun.“ Alle drei setzten sich dann zu Tische. Schneidewin liebte es gut zu essen, und dem Knaben schmeckten die aufgetragenen Gerichte trefflich. Viel gesprochen wurde beim Essen nicht. Kunz bediente dabei und sah Ehrenfried immer scharf an, so wie er in das Zimmer trat, als wollte er sich dessen Züge recht tief einprägen. Ein halb verschmitztes, halb höhnisches Lächeln spielte dabei um seinen Mund.

Nach dem Essen entfernte sich Schneidewin, die Frau aber sagte zu Ehrenfried: „morgen früh fängst du an, die Schule zu besuchen. Den größten Theil des Tages wirst du dort sein. Heute aber hast du noch einen langen Nachmittag vor dir, den sollst du nicht in deiner Stube allein verbringen. Komm, ich will mit dir ein paar Stunden ausgehen, will dir die Stadt zeigen und auch den Park, in dem du später spazieren gehen kannst.“

Ehrenfried freute sich ins Freie zu kommen und folgte mit Vergnügen seiner Führerin, die ihn die Stadt und ihre Umgebungen kennen lehrte. Den Abend verbrachte

dann Ehrenfried allein auf seiner Stube, wo er sich die Zeit mit Lesen vertrieb.

So verfloß der erste Tag für Ehrenfried in seiner neuen Lage.

4.

In den ersten Wochen seines Aufenthaltes in Eichenwalde hatte der Knabe allerdings starkes Heimweh, doch allmälig verschwand das und er gewöhnte sich an sein neues Leben. Das war ziemlich eintönig. Er ging in die Schule und lernte fleißig. Allein seine Stellung in der Schule war keine angenehme. Da dieselbe theuer war, so wurde sie nur von Kindern reicher Leute besucht. Bei diesen zeigt sich aber oft schon frühzeitig ein gewisser Kastengeist, der sich im Dünkel gegen Kinder ärmerer Aeltern äußert. Das mußte Ehrenfried empfinden. Seine Mitschüler, die Söhne von Kaufleuten, Beamten, Gelehrten, hatten bald erfahren daß er eine arme Waise sei und der Pflegesohn eines Bierwirths. Sie dünkten sich entschieden über ihm zu stehen und gaben sich deshalb möglichst wenig mit ihm ab. Ehrenfried fühlte das schmerzlich, aber er konnte es nicht ändern. Das Schlimmste für ihn war daß er keinen Gefährten, keinen Spielgenossen gewann. Zwar hatten einige von seinen Mitschülern, die gutmüthiger waren, sich ihm genähert, allein die anderen, namentlich von dem Sohn eines Banquiers beein=

flußt, hatten durch Neckereien diese wieder von ihm verscheucht. Rudolf Kersting hieß dieser Sohn des Banquiers. Er war ein hochnäsiger Bursche, war ziemlich der Aelteste in der Schule und maßte sich eine Art Herrschaft über die anderen an. Er mochte von Anfang an Ehrenfried nicht leiden, behandelte ihn mit Geringschätzung und hatte es bald dahin gebracht daß er sehr vereinsamt stand.

Doch ließ sich Ehrenfried das nicht zu sehr zu Herzen gehen. In seinem Alter waltet die Heiterkeit des Gemüths noch vor und wenn er auch Augenblicke hatte, wo er sich nach einem Freunde, einem Spielgefährten sehnte, wo es ihm weh that wenn die anderen in lustiger Geselligkeit verkehrten und allerhand kindische Possen trieben, während er nie zugezogen wurde, so fand er doch auch in seinem Alleinstehen manche frohe Stunde. Er hatte Freude am Lernen. Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Mathematik, Zeichnen, Französisch, Englisch, endlich auch die Anfangsgründe von Latein wurden gut in der Schule gelehrt und Ehrenfried machte in allen diesen Fächern gute Fortschritte. Besonders aber erfreute ihn die Musik. Seines Vaters Klavier war nach der Stadt geschafft worden, er bekam Privatunterricht und da er viel Talent für Musik hatte, lernte er bald recht tüchtig spielen. Die einsamen Stunden auf seiner Stube füllte ihm sein Klavier aus.

Im Hause selbst war er auch meist auf sich angewiesen. Nur Morgens und Mittags sah er seine Pflege-

mutter, die freundlich und liebevoll für ihn sorgte und sich herzlich über die guten Zeugnisse freute, die er mit nach Hause brachte. Schneidewin sah er nur Mittags, wo dieser meist schweigend, oft mürrisch war. Die Magd sah er nur selten, wenn eben die Küchenthüre bei seinem Vorbeigehen offen stand. Oefter begegnete ihm im Gange oder auch auf der Straße Kunz, der Kellnerbursche. Dieser verfehlte dann nie ihm guten Morgen oder guten Abend zuzurufen, was Ehrenfried erwiederte. Ein paar Mal traf es sich daß Ehrenfried die Taschen voll Obst hatte, wenn ihm Kunz begegnete, denn Frau Schneidewin ließ es ihm nicht an Taschengeld fehlen und ermunterte ihn Obst dafür zu kaufen, weil sie das Kindern für zuträglich hielt. Dann bot Ehrenfried dem Burschen, der ihm gefiel, von seinem Obst an. Kunz sah sich bei diesen Gelegenheiten sorgfältig um, nahm das Dargebotene, rief „danke schön" und lief eilig davon. Darauf beschränkte sich der Verkehr zwischen beiden.

Eins war Ehrenfried sehr seltsam vorgekommen. Oefters nämlich wurde die Thüre seiner Stube von außen leise verschlossen und er fand sich dann den ganzen Abend eingesperrt. Er fragte einmal seine Pflegemutter warum das geschähe, diese meinte aber: die Magd müsse es aus Versehen gethan haben und lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

So waren etwa anderthalb Jahre verflossen, als Ehrenfried eines Abends am Klavier saß und fleißig übte. Indem er dabei eine Pause machte, hörte er plötzlich

Männerstimmen laut und heftig, und zwar scheinbar in seiner Nähe sprechen. Erschrocken sprang er auf und lief nach der Thüre, sie war verschlossen. Er lauschte woher die Stimmen kommen könnten und überzeugte sich bald daß dieselben hinter einem alten Kleiderschranke, der in die Mauer eingebaut war, ertönten. Jetzt wurden die Stimmen ruhiger, er hörte nur noch Gemurmel. Leise öffnete er den Schrank, und richtig, jetzt hörte er die Stimmen deutlicher. Vorsichtig tastete er an der hintern Wand des Schrankes umher — und bemerkte plötzlich daß diese sich verschieben ließ. Als er das leise gethan, stieß er auf eine Tapete, zugleich aber hörte er die Stimmen ganz deutlich, so daß er jedes Wort verstehen konnte. Rasch begriff er daß hier eine geheime Thüre war, die ihm verborgen bleiben sollte, und daß er sich der Unzufriedenheit seiner Pflegemutter aussetzte, wenn diese erfuhr er habe das Geheimniß entdeckt. Er beschloß daher zu schweigen, konnte sich aber nicht enthalten dem leise geführten Gespräche hinter der Tapete zuzuhorchen. Dasselbe wurde in einer seltsamen Sprache geführt, die ihm ganz unbekannt war. Sie hatte keine Aehnlichkeit mit Französisch oder Englisch. Zwischen ganz unverständlichen Worten hörte er manchmal ein oder mehrere deutsche Wörter, allein es war ihm nicht möglich einen Zusammenhang in die Reden zu bringen. Nach einer Weile verstummte das Gespräch. Ehrenfried hörte Schritte, das Oeffnen und wieder Schließen einer Thüre, dann ward es still. Er entnahm daraus daß die Sprechenden sich ent-

fernt haben mochten, schob die Rückwand des Schrankes wieder zurecht und schloß diesen. Da er außer der Gaststube und seinem Zimmer keine andern Räume des Hauses kannte, so vermochte er nicht klar darüber zu werden, wo der Raum lag, zu dem die geheime Thüre führte, ob in dem Hause, das er mit bewohnte, oder im Nachbarhause.

Dieser Vorfall beschäftigte ihn lebhaft, um so lebhafter, als er sich ziemlich häufig wiederholte. Zwei bis drei Mal wöchentlich vernahm er das Gespräch in dem geheimnißvollen Raume, und seltsam, immer war seine Stubenthüre verschlossen, wenn es hinter dem Schranke laut wurde. Häufig lauschte er, und immer hörte er die sonderbare Sprache, die ihm am ersten Abend aufgefallen war. Er schrieb sich einige von diesen fremden Wörtern auf, wagte aber nicht irgend jemanden um deren Bedeutung zu fragen, da er fürchtete es möchte dadurch herauskommen daß er die geheime Thüre entdeckt hatte. Und das wollte er nicht, denn das Geheimnißvolle der ganzen Sache hatte einen eignen Reiz für ihn.

5.

In der Schule des Doctor Wagner war ein neuer Lehrer angestellt worden, der es nicht verstand die Liebe der Schüler zu gewinnen, der im Gegentheile sich bald eine allgemeine Abneigung zuzog. Er besaß jene fin-

stere Strenge, die unnachsichtlich auch den kleinsten Fehler, das verzeihlichste Versehen straft; dabei wußte er seine Verweise mit jenem kalten Hohne zu ertheilen, der das Gemüth beleidigt und erbittert, wogegen er niemals freundliche, aufmunternde Worte für seine Schüler hatte. Auch Ehrenfried hatte manchmal sich einer Thräne nicht enthalten können, wenn ein bitteres Wort des Lehrers ihn tief kränkte, allein im Ganzen erging es ihm besser als den Uebrigen, da er fleißiger war.

Kinder haben eine sehr lebhafte Empfänglichkeit für die Art und Weise, wie man sie behandelt; sie empfinden eben so rasch Zutrauen und Liebe für Wohlwollen als Abneigung und Haß gegen finstere Unfreundlichkeit, und wie sie ihre Liebe unbefangen äußern, so haben sie auch das Streben ihrer Abneigung Ausdruck zu geben. Also geschah es auch in der Wagnerschen Schule. Schon mehrmals waren Versuche gemacht worden den neuen Lehrer zu ärgern. Man hatte Knallerbsen unter seinen Stuhl gelegt, man hatte den Tisch, auf den er seinen Hut zu stellen pflegte, mit Oel beschmiert, man hatte ihm faules Obst in die Taschen zu bringen gewußt. Der Lehrer stellte die strengste Untersuchung an, nichts kam heraus. Er wandte sich beschwerend an den Director Wagner, doch auch dieser, sonst beliebt bei den Schülern, konnte die Schuldigen nicht entdecken.

Die Stimmung des Lehrers, der wol etwas Hypochonder sein mochte, wurde durch diese Vorgänge noch galliger, sein Benehmen gegen die Schüler noch schroffer. Natürlich

erwiederten diese seine Abneigung, und es bildete sich eine förmliche Verschwörung einen Hauptstreich gegen den Lehrer auszuführen. Dieser wurde folgendermaßen angelegt. Der Lehrer pflegte Abends in eine Schachgesellschaft zu gehen und von da erst gegen zehn Uhr nach seiner Wohnung zurückzukehren. Diese lag in einem Gartenhause, und zu ihr zu gelangen mußte man durch einen ziemlich langen Garten gehen. Als nun der Lehrer eines Abends nach Hause kam und im Dunkeln durch den Garten schritt, stürzte er plötzlich zu Boden, da ihm etwas hindernd an die Beine gekommen war. Er untersuchte was das sein möchte und entdeckte eine starke Schnur, die zwischen zwei Bäumen gerade über den Weg gespannt war. Er schnitt die Schnur ab, steckte sie zu sich und ging weiter, doch nach wenigen Schritten brachte ihn eine zweite Schnur zu Falle. Vorsichtiger gemacht ging er langsam weiter, um sich tastend fand er daß der ganze Weg bis zu seinem Hause mit Schnüren überspannt war.

Daß dies ein Streich sei, den ihm die Schüler gespielt hatten bezweifelte er nicht und so forderte er vom Director strenge Untersuchung und Strafe. Dieß Mal gelang es die Schuldigen zu entdecken. Ein Dienstmädchen hatte einen Trupp der Schüler in den Garten schleichen sehen und einige davon erkannt. Als die Sache bekannt und in der Stadt besprochen wurde, hatte sie ihrer Herrschaft erzählt was sie gesehen, aber dringend gebeten sie nicht zu verrathen, weil sonst die jungen Burschen an ihr sich

rächen würden. Die Herrschaft hatte dem Director Anzeige gemacht, und dieser versprochen die Angeberin zu verschweigen.

Darauf hin drang er ernstlicher in die Schüler, drohte, die Sache der Polizei zur Untersuchung zu übergeben, und einige Schwachmüthige ließen sich einschüchtern und gestanden. Nun erfolgten denn die empfindlichsten Strafen, die in der Schule überhaupt vorkommen konnten.

Fast die ganze Schule war bei dem Streiche betheiligt oder hatte wenigstens darum gewußt, nur Ehrenfried nicht. Wie in allen Dingen war er von seinen Mitschülern auch hier ausgeschlossen worden.

Einige Tage nach Verbüßung jener Strafen war in der Schule Scheuerfest, wo denn Nachmittags kein Unterricht gegeben wurde. Als Vormittags die Stunden beendet waren und die Schüler sich zum Fortgehen anschickten, trat plötzlich Rudolph Kersting auf Ehrenfried zu und sagte zu ihm: „wir haben beschlossen heute Nachmittag alle zusammen in den Wald zu gehen und dort auf der großen Wiese Ball zu spielen. Willst du mitgehen?"

Ehrenfried, den seine Vereinsamung in der Schule doch immer etwas gedrückt hatte, war von dieser Annäherung sehr erfreut und sagte zu.

Als er dann daheim seine Pflegemutter um Erlaubniß fragte, freute sich auch diese darüber, denn sie hatte es ebenfalls schmerzlich gefühlt daß ihr Ehrenfried ohne Spielgefährten blieb. Hatte dieser auch niemals geklagt, so hatte sie mit weiblichem Feingefühl doch die gedrückte

Stellung empfunden, die der Knabe in der Schule einnahm. Sie gab ihm Geld, hieß ihn seine besten Kleider anziehen und hoffte daß von nun an Ehrenfried besser mit seinen Mitschülern bekannt werden würde.

Ehrenfried war zur bestimmten Stunde auf dem verabredeten Sammelplatze, und bald zog die muntere Schaar der Schüler dem Walde zu. Doch mußte auch hier Ehrenfried allein hinterher trollen, denn außer einem Gruße hatte keiner ein Wort zu ihm gesprochen. Die jungen Burschen schlugen im Walde einen Seitenpfad ein, der zu einer großen Wiese führte. Hier sollte das Ballspiel ausgeführt werden. Die Knaben fingen an die Röcke auszuziehen, als plötzlich Rudolph Kersting auf einen Baumstumpf sprang und ein lautes Halt rief. Die Knaben stutzten und sammelten sich um den Baumstumpf. Jetzt sagte Rudolph Kersting: „ehe wir unser Spiel beginnen, wollen wir Gericht halten. Ihr alle wißt daß unsere Rache an dem neuen Lehrer eine gerechte war, denn er hat uns genug gemißhandelt. Leider sind wir verrathen worden. Der Angeber aber ist ein erbärmlicher Kerl und soll seiner Strafe nicht entgehen. Niemand anders aber kann der Angeber sein als Ehrenfried Braunsdorf aus der schäbigen Bierkneipe, und damit er seine Strafe erhalte, habe ich ihn eingeladen heute mit uns zu gehen." Ein allgemeines Ja, Ja der andern Schüler beantwortete diese Rede.

Ehrenfried war wie aus den Wolken gefallen. Obschon, er für gewöhnlich still, ja fast schüchtern war, so wallte er

doch leicht auf, wenn ihm Ungerechtigkeit entgegen trate und trotz seiner Gutmüthigkeit besaß er Muth und kannte keine Furcht. Er rief daher mit lauter Stimme: „pfui welche Schändlichkeit! So lange ich in die Schule gehe habt ihr mich mißachtet, weil ich eine arme Waise bin und eure Eltern reich sind. Heute stellt ihr euch freundlich gegen mich, bloß um mich hierher zu locken und mich zu mißhandeln. Schämen solltet ihr euch bis ins tiefste Herz hinein!"

Diese Worte machten bei einigen Eindruck, die geneigt schienen Ehrenfrieds Partei zu nehmen. Allein Rudolph Kersting rief höhnisch von seinem Baumstumpf herab: „wenn du ein ordentlicher Junge wärst, so hätten wir Unrecht gegen dich; du bist aber ein Verräther, ein Anträger, und gegen solches im Finstern schleichende Gesindel ist man zu jedem Mittel berechtigt."

„Wie kann ich euch verrathen haben", entgegnete Ehrenfried, „da ihr mir von eurem Vorhaben nichts gesagt hattet."

„Wer anders kann uns angegeben haben als du", schrie Kersting, „der Director hat mit größter Sorgfalt verheimlicht wer uns verrathen hat, weil er wußte daß wir uns rächen würden. Machst du dich nicht überhaupt Lieb Kind bei den Lehrern und erschleichst dir die besten Zeugnisse durch Schmeicheln und Heucheln?"

Ehrenfried fühlte sich durch die Niederträchtigkeit dieser Beschuldigung auf das Tiefste verletzt und zornig entgegnete er: „das ist Lüge! Ich bekomme gute Zeugnisse, weil ich der Fleißigste von euch bin." So wahr diese

Antwort, so unklug war sie. Selbst die für ihn gestimmt waren fanden sich beleidigt durch dieses Selbstlob, und ein allgemeines Hohngeschrei folgte seinen Worten.

„Was wollen wir lange verhandeln", rief Kersting, „gestehen wird er nicht daß er uns verrathen hat, wir alle aber sind davon überzeugt. Also schlage ich vor: wir schneiden einige Haselruthen ab und zählen ihm zur Strafe fünfundzwanzig auf."

„Halt" rief ein andrer Schüler, „dann verklagt er uns aufs Neue."

„Ei dann lassen wir uns strafen", rief Kersting, „und prügeln ihn noch stärker. Wir wollen doch sehen ob wir früher der Strafe oder er der Prügel müde wird. Nicht lange gefackelt, Ruthen abgeschnitten, den Verräther auf die Erde gelegt!"

Die Nächststehenden sprangen auf Ehrenfried zu, doch gab sich der nicht so leicht. Kräftig schlug er um sich und mehrere warf er zu Boden, doch mußte er der Menge unterliegen. Er wurde überwältigt und sie banden ihm die Hände mit einem Schnupftuche fest. Er knirschte mit den Zähnen vor Wuth, doch sprach er kein Wort mehr. Kersting hatte mittlerweile Ruthen geschnitten und trat auf ihn zu. „Jeder", rief er, „gibt ihm einen Hieb, damit wir alle gleich betheiligt sind. Ich als der älteste fange an." Mit diesen Worten holte er aus zum Schlage, doch rasch fühlte er sich die Ruthe entrissen und bei Seite gestoßen.

Es war Kunz, der Ehrenfried so unerwartet zu Hülfe kam. Dieser hatte schon eine Zeitlang im Gebüsche den Auftritt belauscht und war im rechten Augenblicke vorgesprungen um seinen Hausgenossen vor Mißhandlungen zu schützen.

Kersting drehte sich rasch nach dem Angreifer und schrie wüthend: „was soll das? Wer untersteht sich mich anzugreifen!“

Kunz würdigte ihn keiner Antwort, er trat zu Ehrenfried, band ihm die Hände los und das Schnupftuch in die Höhe haltend rief er verächtlich: „wem gehört der Lappen?“

„Schlagt den frechen Bengel nieder“, rief Kersting, und die Jungen drängten sich herzu den Störer ihres Gerichts anzugreifen.

Der Kampf wäre ein sehr ungleicher gewesen. Zwar war Kunz, jetzt über fünfzehn Jahre alt, ein stämmiger, kräftiger Bursche, aber er war mit Ehrenfried allein gegen mehr als zwanzig Knaben, die ebenfalls zwölf bis vierzehn Jahre zählten und durch ihre große Ueberzahl ihn wol besiegt haben würden. Kunz ließ sich aber nicht einschüchtern und rief: „schämt euch, zwanzig über einen! Was hat euch der Junge gethan, daß ihr ihn prügeln wollt?“ —

„Das geht dich nichts an“, schrie Kersting, der vor Wuth alle Besinnung verloren hatte, „du sollst mit ihm geprügelt werden. Drauf Kameraden!“

Kunz schwang seinen schweren Eichenstock, der unten in eine lange eiserne Spitze auslief und rief: „nur heran

wer das Herz hat, die rothe Brühe soll euch bald über die Fratze laufen."

Die Angreifer stutzten. Auf eine Balgerei, wobei es einige blaue Flecke gab, waren sie wol gerüstet, nicht aber auf einen Kampf gegen eine Waffe, die ernstliche Wunden in Aussicht stellte.

Einige der älteren Schüler hatten auch so viel Besonnenheit einzusehen daß eine ernstliche Prügelei die unangenehmsten Folgen haben würde, namentlich für sie, die die Veranlassung gegeben hatten. So wichen die Angreifer einige Schritte zurück und besprachen sich unter einander. Dann rief Kersting: „für heute soll dir die Strafe geschenkt sein, Braunsdorf, doch hüte dich! Ein anderes Mal kommst du nicht so weg! Jetzt kannst du gehen!"

„Ei seht doch", antwortete Kunz höhnisch, „du kannst gehen! Hier ist freier Platz für jedermann, wir können gehen und bleiben, wie es uns gefällt."

Die Gegner steckten abermals die Köpfe zusammen und Kersting rief dann hochmüthig: „es ist unter unsrer Würde uns mit euch abzugeben." Damit brachen sie auf und zogen weiter in die Wiese hinein. Kunz aber nahm die Mütze ab, verbeugte sich spöttisch und rief ihnen nach: „uns bestens zu empfehlen, ihr vornehmen Herren Jungen. Wenn ihr einmal Prügel brauchen solltet, ich kann mit frischer Waare dienen!"

Ehrenfried hatte schweigend dem Auftritte zugesehen. Das Blut wogte fieberisch vor Entrüstung durch seine Adern, nur nach und nach wurde er etwas ruhiger. Jetzt

reichte er seinem Retter die Hand und sagte: „Kunz, das werde ich dir niemals vergessen. Kann ich dir irgend einmal einen Gefallen thun, so rechne auf mich.“ „Pah“, entgegnete dieser in seiner etwas rohen Weise, „pah, nichts als Schuldigkeit. Wir sind ja Hausgenossen und wenn ich in eine Patsche käme, du ließest mich auch nicht stecken. Das habe ich dir längst angesehen.“

„Gewiß nicht, gewiß nicht“, rief Ehrenfried, „du kannst dich auf mich verlassen.“

„So laß uns nach Hause gehen.“

„Nein, nein, das kann ich nicht. Ich bin noch zu aufgeregt. Jetzt hielte ich es nicht aus in meiner engen Stube. Komm, gehen wir rechts durch den Wald nach Seedorf, dort trinken wir Kaffee oder was du willst, ich habe Geld genug in der Tasche.“

„„Ich müßte eigentlich nach Hause — indessen auf ein paar Stunden wird es heute nicht ankommen, im schlimmsten Falle erzähle ich was vorgegangen ist. Allein kann ich dich doch nicht lassen, die Jungen wären im Stande noch einmal über dich zu kommen.““

Die beiden Knaben schlugen den Weg nach Seedorf ein. Unterwegs fragte Ehrenfried wo Kunz gewesen sei, daß er zu so gelegener Zeit ihm hätte zu Hülfe kommen können. Er hätte geglaubt daß Kunz den ganzen Tag in der Bierstube zur Bedienung der Gäste sein müsse. Dieser erzählte ihm nach einigem Zögern daß er sehr oft nach den benachbarten Dörfern, ja noch weiter, nach nahe gelegenen Städtchen wandern und dort Packete hintragen müsse.

Deshalb führe er auch einen so gewichtigen Wanderstock, damit er sich wehren könne falls ihm jemand zu nahe träte. Ehrenfried fiel es auf daß ein Kellner so förmliche Botendienste verrichten müsse, indessen dachte er nicht weiter darüber nach. Als sie nach Seedorf kamen, setzten sie sich in eine Ecke des Gartens des Wirthshauses, wo sie sich Erfrischungen geben ließen, zu denen sich Kunz auch ein tüchtiges Glas Schnaps erbat. Er hatte sich in dem Gespräche unterwegs als einen aufgeweckten, schlauen Burschen gezeigt, der etwas roh, aber doch gutmüthig und drollig war. Ehrenfried hatte Gefallen an ihm gefunden, und wie Kinder rasch Vertrauen zu jemandem fassen, beschloß er ihn von seinem Geheimniß in Kenntniß zu setzen und erzählte ihm die Entdeckung der verborgenen Thüre im Schranke. Kunz horchte hoch auf bei dieser Mittheilung. Er mochte in das Geheimniß eingeweiht sein, wußte aber nicht wie er sich gegen Ehrenfried benehmen sollte. Dieser hatte zu viel entdeckt, als daß sich etwas ableugnen ließe, aber die Wahrheit durfte er doch nicht wissen. Kunz half sich indem er sagte: das Gemach, in welchem die Gespräche geführt würden, läge im Nachbarhause, früher habe eine Verbindung zwischen beiden Häusern bestanden, die nur nachlässig durch eine Tapete geschlossen worden sei.

„Aber die seltsame Sprache, die die Leute reden", sagte Ehrenfried, „die halb deutsch ist und doch wieder so fremd klingt. Was sind das für Wörter: Baldowern, Massematten, Schränker, Schottenfeller, Cochum, Eskoker — und noch andere, die ich mir gemerkt habe?"

Kunz erwiederte er wisse es nicht. Ehrenfried aber sagte: „ich sehe dir an daß du es weißt, du weichst mir verlegen aus. Haben wir heute Kameradschaft gemacht so darfst du auch keine Geheimnisse vor mir haben.“

Kunz fühlte sich seltsam berührt von dem offenen Vertrauen, das ihm Ehrenfried bewies. Er hatte von seiner Umgebung meist rauhe Behandlung zu ertragen, und so that es ihm wohl daß jemand mit ihm wie mit seines Gleichen sprach, besonders dieser Knabe, der von seiner Brotherrin etwas gehätschelt wurde und den er manchmal beneidet hatte. Zwar war es ihm streng verboten mit ihm sich auf nähere Gespräche einzulassen, allein heute hatte sich das ohne sein Zuthun gemacht, ja es war seine Pflicht gewesen helfend einzugreifen. Ein zweites Glas Schnaps hatte ihm auch die ganz klare Ueberlegung etwas verdunkelt, kurz er konnte Ehrenfrieds Drängen nicht mehr widerstehen und sagte: „was du da gehört hast ist rothwelsch.“

„„Rothwelsch?““

„Ja, die Spitzbubensprache. Massematten heißt ein Diebstahl, Baldowern heißt Gelegenheit zu einem Diebstahl auskunden, Schränker heißt ein Dieb, der einbricht, Schottenfeller heißt ein Marktdieb, Cochum ist einer, dem man trauen kann daß er nichts verräth, Eskoker ist ein Schleichdieb.“

„„Dann sind es also Diebe, die in dem Gemache hausen, und man müßte sie anzeigen.““

„Wer weiß ob es Diebe sind. Kesselflicker, Scheerenschleifer, kleine Hausirer und solche Leute sprechen auch

rothwelsch mit einander. Im Nachbarhaûse ist eine kleine Kneipe, wo solche Leute einkehren. Wenn du es anzeigst, findet man entweder niemanden, denn diese Leute kehren meist nur für wenige Nächte da ein, oder man kann ihnen nichts beweisen, als daß sie rothwelsch gesprochen haben. Das ist ja kein Verbrechen, ich verstehe es doch auch."

„„Woher hast du es gelernt?""

„Ich habe schon früh meine Aeltern verloren. Ein alter Kesselflicker hat sich meiner angenommen, bei dem bin ich ein paar Jahre gewesen und da habe ich es gelernt. Erst später bin ich zu Schneidewins gekommen. Nein, nein, du darfst um keinen Preis von deiner Entdeckung etwas sagen, da hätte deine Pflegemutter nur Ungelegenheiten und die wirst du ihr nicht machen wollen."

Kunz log sich ziemlich gut heraus. Der arglose Ehrenfried glaubte ihm alles, auch daß das geheimnißvolle Gemach im Nachbarhause sei. Auf dem Heimwege sprachen sie noch von allerlei. Sie verabredeten daß sie ihre Bekanntschaft fortsetzen wollten. Namentlich hatte Kunz große Lust am Lesen, konnte aber keine Bücher bekommen. Ehrenfried versprach ihm deren zu besorgen. Vor der Stadt trennten sie sich und gingen einzeln nach Hause. Ehrenfried meinte kein Unrecht zu begehen, denn ihm war ja der Umgang mit Kunz nicht verboten worden, und Kunz verlangte die Geheimhaltung ihrer Verbindung nur, weil der alte Schneidewin so brummig wäre.

6.

Als Ehrenfried am nächsten Montag in die Schule kam, richteten sich die Blicke aller Schüler auf ihn, und während des Unterrichts bemerkte er wie bald dieser bald jener ihn verstohlen ansah. Er that als bemerke er es nicht und benahm sich unbefangen wie immer. Eben so ging es an den folgenden Tagen. Am vierten jedoch, als der Morgenunterricht geschlossen war und der Lehrer sich entfernt hatte, blieben alle Schüler in der Classe bis auf Rudolph Kersting, der sich mit hochmüthigem Kopfaufwerfen entfernte. Als Ehrenfried seine Bücher zusammengepackt hatte und gehen wollte, trat einer der ältesten der Classe auf ihn zu und sagte: „Braunsdorf, ich habe dir ein paar Worte zu sagen." „Ich höre", erwiederte dieser ruhig. „Du bist ein braver Kerl", fuhr der andere fort, „das haben wir erkannt. Du hättest uns wegen der Geschichte am letzten Sonnabend beim Director anzeigen können, und wir wären nicht ohne Strafe weggekommen. Da bis heute nichts erfolgt ist, so hast du auch nichts gesagt, und wir schließen daraus daß wir dich in falschem Verdachte hatten, als wir dich für einen Anträger hielten. Wir geben dir hiermit vollständige Ehrenerklärung und hoffen du wirst uns nichts nachtragen." Bei diesen Worten reichte er ihm die Hand hin. Ehrenfried sah sich um, aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er nahm die dargebotene Hand und sagte: „freilich hattet ihr mir Unrecht gethan. Wenn zwischen euch und mir bisher keine Freund-

lichkeit geherrscht, so liegt die Schuld nicht an mir, ich wäre so gern Freund mit euch gewesen.“ Darauf drängten sich alle um ihn, ihm die Hand zu schütteln und ihm zu versichern daß er ein braver Kerl wäre.

Von diesem Tage an wurde seine Stellung in der Schule eine andere. Die meisten Schüler waren freundlich mit ihm, luden ihn zu gemeinsamen Spaziergängen ein und standen mit ihm in kameradschaftlichem Verkehr.

Zu Hause behielt sein Leben seinen alten Gang. Er machte pünktlich seine Arbeiten und übte sich im Klavierspiel. Dabei versäumte er selten zu lauschen, wenn er in dem verborgenen Gemache sprechen hörte. Es hatte einen eignen Reiz für ihn die seltsame Sprache verstehen zu lernen und die Gespräche zu entziffern. Dazu half ihm dann hauptsächlich Kunz. Mit diesem traf er etwa zwei Mal wöchentlich an einer einsamen Stelle des Parks zusammen, brachte ihm Bücher und belehrte ihn über das, was ihm unverständlich geblieben war. Nebenbei fragte er ihn nach den Wörtern, die er in den belauschten Gesprächen nicht entziffern konnte, und so gelang es ihm das Rothwelsch ziemlich verstehen zu lernen.

Seine Pflegemutter hatte große Freude an ihm. Sie war einsichtsvoll genug zu bemerken wie günstig er sich geistig und körperlich entwickelte, und wie er auch in seinem Betragen, in seiner sittlichen Führung durchaus lobenswerth war. Sie hatte sich daran gewöhnt mit ihm gemeinschaftlich zu frühstücken, da sie ihn ja den ganzen Tag über sonst nicht allein sehen konnte. Diese Frühstücks-

stunde verlängerte sie immer mehr. Sie ließ sich von ihm erzählen was er gelernt hatte, ließ sich auch von ihm etwas auf dem Klavier vorspielen. Dabei sorgte sie für seine Kleider und sonstigen Bedürfnisse in freigebigster Weise. Sie nannte ihn ihren lieben Sohn und er hatte sich bald gewöhnt sie Mutter zu nennen. So hatte sich zwischen beiden das freundlichste, ja ein herzliches Verhältniß gebildet.

Unter diesen Umständen waren wieder Monate vergangen und Ehrenfried eilf Jahre alt geworden, als Schneidewin eines Tages bei Tische sich vergaß und Kunz rothwelsch zurief: „Kazufe den Plattfuß.“ (Schlachte die Gans.) Ehrenfried, vielleicht in der Freude die Worte zu verstehen, rief unüberlegt: „da gibt es Schmunke“ (Fett). Geisterbleich sprang Schneidewin in die Höhe, warf einen wüthenden Blick auf den Knaben und rief: „wer hat dir das Wort gesagt?“ Frau Schneidewin war gleichfalls aufgestanden und sagte zu ihrem Manne: „ruhig, ich werde ihn fragen. Komm, Ehrenfried, auf deine Stube.“ Ehrenfried merkte, so wie ihm das Wort aus dem Munde war, daß seine Heimlichkeit entdeckt sei und folgte seiner Pflegemutter etwas verblüfft. Als diese mit ihm allein war fragte sie ihn wie er zum Verständniß der Worte ihres Mannes gekommen wäre. Der Knabe sagte die Wahrheit, zeigte ihr den verrätherischen Schrank, und erzählte ihr seinen Verkehr mit Kunz. Sie schüttelte traurig den Kopf und erwiederte: „ich wollte du hättest das nicht gethan; zwar hatte ich dir nicht verboten mit Kunz zu sprechen,

aber da du es heimlich thatest, fühltest du doch daß es Unrecht war. Und als du das Geheimniß dieses Schrankes entdecktest, hättest du mir es anzeigen sollen. Ich kannte es selbst nicht, sonst hätte ich dir diese Stube nicht gegeben."

Ehrenfried entschuldigte sich daß Kunz gewünscht hätte seinen Verkehr mit ihm geheim zu halten, weil Schneidewin in seiner Unfreundlichkeit den Umgang der Knaben, der doch ganz unschuldig wäre, nicht geduldet haben würde. Das Geheimniß des Schrankes hätte er für sich behalten, um ihr keine Ungelegenheiten zu machen. Frau Schneidewin erwiederte daß sie nicht zürne, aber traurig sei. Später werde er einsehen warum. Sie ließ Ehrenfried allein, der sehr unzufrieden mit sich über seine Unvorsichtigkeit war, und der doch auch fühlte daß der Güte seiner Pflegemutter gegenüber seine Geheimthuerei ein Unrecht enthielt.

In den nächsten Tagen waren die Mahlzeiten noch stiller als sonst, und mehrmals bemerkte Ehrenfried daß ihn Schneidewin mit drohenden, feindseligen Blicken betrachtete. Kunz bekam er nicht zu sehen. Da auch Frau Schneidewin still und schweigsam war, so fühlte sich Ehrenfried von Tag zu Tage gedrückter und unbehaglicher.

Am fünften Tage nach diesem Vorfalle sagte ihm Frau Schneidewin, als sie das Frühstück brachte, mit weichem Tone: „Ehrenfried, heute zum letzten Male werde ich mit dir frühstücken, wir müssen uns trennen." Der Knabe erschrak und rief: „warum, Mutter, warum?"

„„Wenn du Pfarrer werden willst, mußt du auf das Gymnasium, denn nur dort erhältst du die Vorbildung zur Universität, die nöthig ist.““

„Nun ja, ich habe auch schon daran gedacht daß ich bald auf das Gymnasium müsse, warum aber sollen wir uns trennen?“

„„Weil du auf das Gymnasium zu Tannenheim kommen sollst.““

„Warum denn nicht auf das hiesige?“

„„Das hiesige ist nicht so gut. Ich habe mich bei deinem Director erkundigt, und der hat mir gerathen, dich nach Tannenheim zu schicken, du würdest dort mehr lernen. So ungern ich dich von mir lasse, denn du bist meine einzige Freude, so steht mir doch dein Bestes höher, als mein Wunsch dich um mich zu haben.““

Bei diesen Worten fing die Frau bitterlich an zu weinen, nahm ihn in die Arme und küßte ihn, was sie noch nie gethan hatte, zärtlich auf den Mund. Dem Knaben ward ganz weh zu Muthe und auch er ließ seinen Thränen freien Lauf.

Nach und nach faßte sich Frau Schneidewin und sagte Ehrenfried daß er am Abend um neun Uhr mit der Post abreisen müsse. Sie werde für seine Sachen sorgen, er möge den Tag dazu benutzen, von seinen Lehrern Abschied zu nehmen. Damit verließ sie ihn.

Der Knabe ward nach und nach ruhiger. So weh ihm wirklich der Abschied von der guten Frau that, die ihm wahrhaft Mutter gewesen war, so hatte er doch ge-

merkt daß ihr Mann ihn nur mit Widerwillen im Hause sah, und er hatte sich oft unbehaglich gefühlt. Namentlich in den letzten Tagen hatte ihn dieß Gefühl sehr niedergedrückt. Dem entging er, indem er fort kam. Zudem lebt in der Jugend unvergänglich die Wanderlust, und der Gedanke daß er eine neue Stadt sehen solle machte ihm den Abschied leichter.

Als ihn am Abend Frau Schneidewin nach der Post brachte, als sie ihn noch einmal weinend küßte, kam das Wehgefühl der Trennung noch einmal über ihn, als aber der Postwagen davon rasselte, als der muntere Ruf des Posthorns erschallte und er weiter und weiter in die schöne, vom hellsten Mondlicht bestrahlte Gegend hineinfuhr, legte sein Schmerz sich bald, und mit frischeren Athemzügen sog er die kühlende Abendluft ein.

7.

Tannenheim war von Eichenwalde an vierundzwanzig Meilen entfernt, so daß Ehrenfried erst am andern Tage vier Uhr Nachmittags ankam. Frau Schneidewin hatte ihm vorsorglich eine Wohnung bei einem alten Vetter von ihr ausgemacht, wo er wie Kind im Hause gehalten werden sollte. Als er aus dem Wagen stieg, trat ein alter, würdig aussehender Herr an ihn heran und fragte: ob er Ehrenfried Braunsdorf sei. Auf die Bejahung dieser

Frage gab der alte Herr Anweisung wohin Ehrenfrieds Gepäck gebracht werden sollte und hieß diesen mit ihm gehen. Während beide durch die Stadt wanderten, nannte Herr Volkner, so hieß der alte Herr, dem Knaben die verschiedenen Straßen, Plätze und Kirchen, zeigte ihm auch ein altes, düsteres Gebäude als das Gymnasium, damit Ehrenfried sich zurecht finden lerne. Dann wandte er sich einer Vorstadt zu und bald bei einem großen Garten angelangt, führte er seinen Gast da hinein. „Hier wirst du wohnen", sagte er, „zwar etwas weit von der Schule, aber in gesunder Luft. Der Garten gehört einem Handelsgärtner. Ich bin alt, kann nicht mehr gut Treppen steigen, und so habe ich mir das Gartenhäuschen hier gemiethet, wo ich wohlfeil zu ebener Erde wohnen kann." Dabei waren sie an das Häuschen gelangt, das nur ein Erdgeschoß und einen kleinen Aufbau eine Treppe hoch enthielt, in dem ein paar hübsche Stübchen waren.

Volkner führte seinen Gast in die erste Stube von der Hausthüre, die einen freundlichen Eindruck machte, besonders durch das Weinlaub, das die Fenster von außen umrankte. In der Mitte des Zimmers stand ein Mädchen von etwa neun Jahren, als sie eintraten. „Hier bringe ich dir unsern neuen Hausgenossen", sagte der Alte, „nun sorge gut für ihn."

Das Mädchen sah Ehrenfried ein Weilchen forschend an, reichte ihm dann die Hand und sagte: „sei willkommen. Wie heißt du?"

„„Ehrenfried.""

„Ein hübscher Name, er klingt so fromm. Da paßt er gut für dich, denn du willst Pfarrer werden, wie der Großvater sagt."

„„Alle meine Vorväter waren Pfarrer und hießen auch alle Ehrenfried.""

„Also ein Erbname. Das gefällt mir."

„„Wie heißt du denn?""

„Konradine."

„„Das ist ein seltsamer Name, ich habe ihn noch nicht gehört.""

„Es ist ein schöner Name, aber kein seltsamer. Ich habe ihn von meiner Pathe, einer vornehmen Gräfin. Du hast ein freundliches Gesicht und scheinst ein guter Junge zu sein. Willst du dich gut mit mir vertragen?"

„„Gewiß will ich das.""

„Kannst du auch lustig sein?"

„„Wenn ich nicht beim Lernen bin, bin ich gern lustig.""

„Das ist mir lieb, ich bin auch gern lustig, aber von dir hätte ich es nicht gedacht."

„„Warum nicht?""

„Weil du Pfarrer werden willst. Ich dachte da schickte es sich nicht."

„„O ja! Mein Vater hat mehrmals gesagt daß Gott es gern sehe wenn die Menschen fröhlich wären.""

„Gut, das gefällt mir. Bist du hungrig?"

„„Je nun wenn ich etwas bekommen kann.""

„Ich habe Kaffee für dich gemacht und ein Stück Kuchen dazu geholt. Damit wirst du bis zum Abendessen wol auskommen.“

Mit diesen Worten führte das Mädchen ihren Gast zum Tische, auf dem sie ein reinliches Tellertuch ausgebreitet hatte, und setzte ihm Kaffee und Kuchen vor, während sie selbst an einem Fenster Platz nahm und einen Strickstrumpf ergriff. Herr Volkner hatte sich eine Thonpfeife angezündet und saß in einem Lehnstuhle es den Kindern überlassend mit einander Bekanntschaft zu machen.

Ehrenfried ließ es sich schmecken und sah sich dabei im Zimmer um. Er bemerkte das gewöhnliche Hausgeräth, das recht hübsch, wenn auch nicht prächtig war. In einer Ecke stand ein Flügel, an der Wand hingen mehrere Geigen, auf dem Flügel standen einige Geigenkasten. Es war behaglich in dem Stübchen und Ehrenfried fühlte sich heimisch hier.

So lange er aß und trank sprach niemand ein Wort, als er aber fertig war, stand Konradine auf, räumte das Geschirr weg und hieß Ehrenfried mit ihr gehen, sie wolle ihm seine Wohnung zeigen. Der Knabe folgte ihr durch den Gang, der das Haus durchschnitt. Das Mädchen deutete auf verschiedene Thüren und sagte: „hier ist die Küche, hier schläft der Vater, hier schlafe ich.“ Am Ende des Ganges war eine Treppe, die sie hinaufstiegen. Konradine öffnete eine Thüre und sagte: „hier sollst du wohnen.“ Ehrenfried trat in ein freundliches Stübchen, das eine prächtige Aussicht nach dem Garten hatte. Daneben war eine kleinere Schlafstube mit nur einem Fenster. Ehren-

fried gefiel seine Wohnung ungemein und er sprach das unverhohlen aus. Das Mädchen lächelte freundlich und sagte: „das freut mich. Du mußt aber auch etwas ordentlich sein, damit ich nicht zu viel aufzuräumen habe.“

„„Thust du denn das?““

„Ja, seit meine Mutter voriges Jahr gestorben ist, führe ich das ganze Haus, ich koche und halte Ordnung. Nur eine Aufwartefrau hilft mir bei den schweren Arbeiten. Der Großvater will es so haben, er meint: ihm schmecke nichts, was von fremden Händen zubereitet würde.“

„„Da hast du wol viel zu thun?““

„O ja, denn ich muß auch noch die Schule besuchen. Aber es geht mir gut von der Hand und ich bin munter und lustig dabei. Und der Großvater ist so gut, da macht mir alles Freude.“

Während dessen kam ein Packträger durch den Garten der Ehrenfrieds Gepäck brachte. Konradine erblickte ihn durch das Fenster und winkte ihm herauf. Als der Mann das Gepäck abgelegt hatte, sagte Konradine: „du bist auf der staubigen Landstraße gefahren, du wirst dich waschen wollen. Hier in der Schlafstube findest du alles was du brauchst. Wenn du fertig bist, komm wieder herunter.“ Damit entfernte sie sich.

Ehrenfried packte seine Sachen aus, wusch sich, kleidete sich etwas um und ging dann hinunter in das Wohnzimmer. Volkner war allein und saß noch im Lehnstuhle ohne Ehrenfrieds Eintreten zu beachten. Dieser setzte sich in eine Ecke und wartete bis ihn jemand ansprechen würde. Plötzlich

wurde der alte Mann unruhig und fing an halblaut vor sich hin zu murmeln: „zehn Minuten vor halb sieben. — Es ist Zeit. — Hübsch voll! — Da kommt der Kapellmeister. —“ Bei diesen Worten langte er nach einem Geigenkasten, den er ohne aufzustehen erreichen konnte, nahm eine Geige heraus und stimmte sie. Dann stemmte er das Instrument auf das Knie und lauschte. Bald darauf schlug die Wanduhr im Zimmer zwei Mal. Sogleich setzte der Alte die Geige an das Kinn, starrte in eine Ecke, als sähe er da etwas, und plötzlich fing er an zu spielen. Ehrenfried kannte das Musikstück, es war die Ouverture zu Don Juan. Der Alte spielte nicht nur die Stimme der ersten Geige, sondern füllte auch die übrigen Instrumente aus, so daß man ein Bild der vollständigen Ouverture bekam. Als diese zu Ende war, spielte der Alte ebenso die Introduction, indem er murmelte: „Leporello. — Treibt wieder. — Keinen Tact! — Donna Anna. — Gut, gut — das ist Leidenschaft! — Don Juan! — Nicht rund genug die Passage! — Wollen nicht üben die Herren. — Denken mit schöner Stimme ist alles abgethan! — Da ist der Comthur! — Gut, gut! — Da ist Kunst darin! — Ja, ja ein alter Sänger! — 's war besser vor Zeiten! —“ Ehrenfried wurde ganz seltsam, fast unheimlich zu Muthe. Er begriff nicht was der alte Mann trieb, ihm schoß der Gedanke durch die Seele: derselbe sei wahnsinnig geworden, er wußte nicht solle er bleiben oder um Hülfe rufen. Unverwandt blickte er den alten Mann an, dessen Augen in seltsamem Feuer leuchteten

und mehr und mehr fing ihn ein Grauen an zu beschleichen.

Da öffnete Konradine leise die Thüre und winkte ihm hinauszukommen. Er war froh aus seiner unbehaglichen Lage erlöst zu werden und folgte dem Winke. Das Mädchen führte ihn in den Garten, zeigte ihm die Blumen- und Gemüsebeete, eine Baumschule, dann das Haus des Gärtners, welches seitwärts am Eingange lag, machte ihn auch mit dem Gärtner und dessen Familie bekannt, die sie an verschiedenen Orten des Gartens arbeitend fanden. Ehrenfried gab auf alles Achtung und machte sich mit seiner neuen Heimath vertraut. Auch freute es ihn daß er als Miethsmann das Recht hatte im Garten spazieren zu gehen. Dabei brachte er aber den Auftritt nicht aus den Gedanken, den er eben gesehen hatte. Konradine mochte ihm das anmerken und fragte ihn nach einer Weile: „du hast dich wohl gewundert daß der Großvater so seltsam ist?"

„„Allerdings. Fehlt ihm etwas?""

„Ich will dir sagen was es ist, damit du es ein für alle Male weißt, denn du wirst vielleicht noch öfter solche Auftritte sehen. Hat dir denn die Frau Schneidewin gesagt daß der Großvater Musiker ist?"

„„Ja.""

„Nun denn er war Concertmeister im hiesigen Orchester und liebte seine Kunst über alles. Er ist auch ein vortrefflicher Geigenspieler und hat viele Dosen und Ringe und Brustnadeln, die ihm Fürsten und hohe Herren geschenkt haben, wenn er in Concerten gespielt hatte. Vor

einem halben Jahre nun haben sie ihn in Ruhestand versetzt. Das hat ihn sehr gekränkt, denn er ist erst fünfundsechzig Jahre alt und meint daß er seinen Posten noch ganz gut ausfüllen könnte. Das mag wol wahr sein, ich bin aber doch froh darüber daß er pensionirt worden ist, denn im Winter hat er doch immer gekränkelt.

Im Orchester ist es meistens kalt und wenn der alte Mann Stunden lang in den Proben sitzen mußte, hat er sich leicht erkältet. Das darf ich ihm aber nicht sagen, denn er betrachtet seine Pensionirung als ein großes Unrecht. Nun sieht er jeden Tag, wenn das Tageblatt kommt, zuerst nach was Abends im Theater gegeben wird. Ist ein Schauspiel, so bleibt er den ganzen Tag ruhig, er liest etwas oder spielt ein paar Stunden Geige und gibt mir Unterricht. Wird aber eine Oper gegeben, namentlich eine seiner alten Lieblingsopern, so wird er unruhig, fast verdrießlich. Das steigert sich dann den ganzen Tag je näher die Stunde heran kommt, wo das Theater beginnt. Dann fängt er an nach der Uhr zu sehen und die Minuten zu zählen. Schlag halb sieben nimmt er seine Geige und fängt an die Oper zu spielen, die an dem Abend gegeben wird. Er versetzt sich dann in Gedanken in das Theater und bildet sich wol ein: er sehe die Oper aufführen. Manchmal legt er die Geige nach einer halben Stunde weg, manchmal auch spielt er die ganze Oper durch. Heute zum Beispiel ist Don Juan und da wird er wol nicht aufhören bis er ganz zu Ende ist. Nachher ist er ruhig und freundlich wie immer. Nun

weißt du was du zu denken hast. Du mußt aber mit niemandem davon sprechen, auch mit dem Großvater selber nicht, man muß thun als wenn man es gar nicht bemerke. Versprich mir das.“ Ehrenfried versprach es gern. Da er nun wußte daß der alte Herr nicht närrisch war, erschien er ihm in ganz anderm, in ehrwürdigem Lichte. Einen bedeutenden Musiker hatte er noch nie gesehen, und vor einem solchen hatte er eine große Ehrfurcht.

Konradine erzählte ihm noch allerlei über die Verhältnisse ihres Lebens. Als dann der Alte, dieses Mal ungewöhnlich früh, sein Spiel beendigt hatte, besorgte sie ein einfaches, aber schmackhaftes Abendessen. Der Alte war dabei heiter und gesprächig, wie ihn Ehrenfried den ganzen Tag noch nicht gesehen hatte. So kam die Stunde des Schlafengehens heran und Ehrenfried legte sich in heiterer, hoffnungsvoller Stimmung zu Bett, wo er auch bald in festen Schlaf fiel.

8.

Am andern Morgen führte Volkner seinen Schutzbefohlenen zu dem Rector des Gymnasiums. Das war ein langer, hagerer Mann, der stets einen schwarzen Frack mit weißer Wäsche und eine schwarze Sammtweste trug. Ein tüchtiger Philolog war er der Art einseitig in seine Wissenschaft versenkt, daß ihn die übrigen Wissenschaften nicht viel kümmerten, und er dieselben von oben herab

ansah. Theologie, Medicin, Rechtskunde betrachtete er etwas verächtlich als Brodstudien, von der Philosophie kannte er auch nur die Anschauungen der Alten. Die Naturwissenschaften waren ihm ganz fremd, wie ihm auch der Sinn für die Schönheiten der Natur gänzlich abging. Nur für Geschichte hatte er einige Neigung, so weit diese seinen philologischen Studien behülflich war. Von Natur gutmüthig war er doch bei seiner Einseitigkeit ohne alle liebenswürdige Form im Umgange, und durch die Gewohnheit andern zu befehlen und eine große Anzahl junger Menschen in Ordnung zu halten hatte seine Art und Weise sich zu benehmen etwas Schroffes erhalten. So redete er alle Schüler mit „Wir“ an, was denn manchmal komisch genug herauskam. Uebrigens war er in seinem Fache ein vortrefflicher Lehrer. Man konnte etwas bei ihm lernen und er hat manchen tüchtigen Philologen gebildet. Auf die sittliche Bildung seiner Schüler übte er freilich keinen Einfluß und hatte auch keine Ahnung davon, daß diese doch eigentlich auch zu seiner Aufgabe gehörte.

Ehrenfried schlug das Herz gewaltig, als er zu diesem Manne gehen und sich prüfen lassen mußte. Der Rector eines Gymnasiums erschien seiner kindischen Phantasie wie eine Art höheren Wesens. Die Prüfung begann und fiel für ihn sehr betrübt aus. Latein hatte er erst im letzten Jahre zu lernen angefangen und stand noch bei den Anfangsgründen, vom Griechischen wußte er noch gar nichts. Die seltsame Art des Rectors schüchterte ihn

noch mehr ein, und er schien weniger zu wissen, als er wirklich wußte.

Der Rector schüttelte immer bedenklicher den Kopf und sagte endlich: „ist noch gar kein Grund gelegt, kein Grund gelegt. Vom Latein wissen wir so viel wie nichts, vom Griechischen haben wir keine Ahnung. Müssen ganz von vorn anfangen, müssen in die Sexta."

Das war ein Donnerschlag für Ehrenfried. Er hatte es in seiner bisherigen Schule bis zur obersten Klasse gebracht und sollte nun hier in die letzte kommen. Er faßte sich ein Herz und erklärte dem Rector: er verstehe das höhere kaufmännische Rechnen, sei in der Mathematik schon ziemlich weit gekommen, sei in der Geographie, Naturgeschichte und Physik gut bewandert, habe auch im Englischen und Französischen hübsche Fortschritte gemacht.

Der Rector schüttelte den Kopf und erwiederte: „Allotria, Allotria; Physik, Geographie, höheres Rechnen, Allotria! Englisch Französisch, pah, brauchen wir hier nicht. Wir sollen Pfarrer werden, also studiren. Da ist Latein und Griechisch das Fundament. Ja, ja, das Fundament, worauf wir unser ganzes Wissen, worauf wir den ganzen Menschen bauen. Bleibt dabei, wir müssen in der Sexta anfangen."

Volkner legte sich in's Mittel und bat daß Ehrenfried wenigstens nach der Quinta gesetzt werden möchte, der Rector aber erwiederte: „wir verstehen das nicht. Wir sind Künstler, haben keinen Begriff von der Wissenschaft. Es bleibt bei der Sexta."

Und es blieb dabei. Ehrenfried erhielt die Anweisung welche Bücher er sich anzuschaffen, und daß er am andern Morgen um acht Uhr in der Klasse sich einzufinden habe.

Er war etwas niedergeschlagen über den Bescheid des Rectors, doch nahm er sich vor recht fleißig zu sein um so bald in die höheren Klassen vorzurücken. Volkner hatte noch Besorgungen in der Stadt und ließ ihn allein nach Hause gehen. Als er das Häuschen betrat, hörte er im Zimmer Klavier spielen. Das konnte niemand als Konradine sein. Er blieb vor der Thüre stehen und hörte zu. Das Kind spielte sehr hübsch, namentlich wenn man ihr jugendliches Alter in Anschlag brachte. Als sie endlich aufhörte, trat Ehrenfried ein. Sie kam auf ihn zu und fragte ihn nach dem Erfolge seiner Prüfung. Er theilte ihr sein vermeintliches Mißgeschick mit, sie aber tröstete ihn, verwies ihn darauf daß er noch nicht zwölf Jahre alt sei und noch viel nachholen könne und wollte dann in die Küche gehen, um nach dem Mittagessen zu sehen. Ehe sie ging fragte Ehrenfried: „darf ich auch einmal auf dem Klaviere spielen?"

„„Kannst du es denn?""

„Ich habe etwas Unterricht gehabt. Mein Klavier kommt noch nach."

„„Ei so spiele so viel du willst. Dann können wir auch vierhändig spielen. Nachmittag wollen wir es versuchen. Aber jetzt muß ich fort.""

Damit ging sie.

Ehrenfried setzte sich und spielte. Der Flügel war wesentlich besser als sein altes Klavier, und es klang ihm alles schöner und voller, was er spielte. Nur etwas schwerer war der Anschlag des Instrumentes als der seines alten, was ihm anfangs ungewohnt vorkam. Mit seinem gewöhnlichen Eifer aber mühte er sich diese Schwierigkeit zu überwinden und übte deshalb Studien, die er auswendig wußte. Als er einmal eine Pause machte, sagte plötzlich der alte Volkner, der von ihm unbemerkt eingetreten war und ihm zugehört hatte: „das ist ja recht brav, Ehrenfried, du hast einen guten Anschlag und schon recht hübsche Fertigkeit. Deine Passagen und Läufe sind ganz rund, du mußt einen guten Lehrer gehabt haben. Sieh, sieh, das freut mich! Habe gar nicht geahnt daß du musikalisch bist, und nun zeigst du ein hübsches Talent. Ei so bist du mir doppelt willkommen in meinem Hause.“

Der Alte war ganz freudig aufgeregt und Ehrenfried fühlte sich durch dieses Lob um so mehr gehoben, je tiefer ihn das mißachtende Urtheil des Rectors niedergedrückt hatte. Er sagte: „meinen Sie daß ich Anlage habe und daß ich die Musik weiter treiben soll? Ich habe große Freude daran, aber der Rector hält sie gewiß auch für dummes Zeug.“

„Ach was der Rector“, rief der Alte, „der kennt nichts als was lateinisch und griechisch ist. Wie soll ein solcher Schulfuchs eine Ahnung von der Kunst haben! Ich mochte ihm nur nicht antworten, denn hätte ich ihm die Wahrheit gesagt, hätte er es dich vielleicht entgelten lassen. Die

Kunst, mein Sohn, ist doch das Höchste im Leben. Wenn man so ein tausend Menschen vor sich hat und theilt ihnen mit was man tief im Innersten empfunden, und es herrscht Todtenstille im Saale, und die Augen werden ihnen feucht, und dann bricht der allgemeine Beifall jubelnd aus — ah bah — das ist etwas anderes als das Treiben der alten Philologen, das können sie doch nicht! Ach wenn ich daran denke! Wenn wir da sitzen und spielen was die alten großen Meister geschaffen, ein Mozart, Haydn, Beethoven, Händel, Bach — und wenn die Töne zart lispeln und dann wieder voll brausen, und wenn sie aussprechen was Liebe ist und Sehnsucht und Zorn und Verzweiflung, wenn wir in ihnen die liebliche Idylle malen — und die Schrecken der Hölle, die tiefste Klage und den höchsten Jubel — he — wer kann das? Die Kunst kann es! Und die Menschen kommen und lauschen und fühlen sich gerührt und gehoben, und wenn sie fort gehen, sind sie voll guter Gedanken und Empfindungen und sind besser geworden. O meine heilige Kunst!"

Ehrenfried hörte mit wahrer Andacht zu. So hatte ihm noch niemand gesprochen. Das hatte er in der Kunst nicht verborgen geglaubt, was Volkner darin fand.

Dieser setzte sich in seinen Lehnstuhl und hielt die Hand vor die Augen. Der Knabe wagte nicht ihn anzureden. Tiefe Stille herrschte im Zimmer. Nach einer Weile sagte der Alte in ganz verändertem Tone: „du willst Pfarrer werden, gut, du sollst Pfarrer werden, wie es dein Vater war. Aber die Musik kannst du nebenbei mit pflegen, das

kann dir nicht schaden, denn die Kunst macht den Menschen besser und ist die schönste Gabe Gottes. Willst du's?"

„„Gar zu gern.""

„Gut, ich will dir Unterricht geben. Habe ja sonst nichts zu thun. Aber Geige sollst du lernen. Magst nebenbei das Klavier pauken, hat auch seine Berechtigung, das Klavier. Aber die Geige ist die Königin aller Instrumente. Ihren Ton besitzt kein anderes. In diesem Tone kann ich meine tiefste Seele aussprechen. Das Klavier hat seinen Ton und er wird nicht anders, wie du ihn auch anschlägst, aber die Geige hat den Ton nicht, ich muß ihn ihr erst geben. Und je mehr ich Ton in mir habe, desto mehr kann ich ihr geben. Willst du Geige lernen?"

„Wie gern", rief der Knabe, der sich von des alten Mannes Lebhaftigkeit wunderbar ergriffen fühlte.

„Gut denn", sprach der Alte, „fangen wir gleich an. Nichts verschieben ist die Hauptregel im Leben."

Darauf nahm er eine Geige von der Wand und zeigte Ehrenfried wie er sie, wie er den Bogen halten müsse, zeigte ihm die Griffe und so weiter.

Ehrenfried bewies Geschick und gute Auffassung und als dann der Alte die Geige nahm und ein Adagio spielte, begriff er was jener von dem Tone gesagt hatte und er fühlte gewaltige Lust die Geige zu lernen.

9.

Am andern Tage ging Ehrenfried in die Schule. Er saß da zwischen Knaben, die meistens jünger waren als er, und die höchstens die Kenntnisse einer Elementarschule mit auf das Gymnasium gebracht hatten, denen er also in Wissen und Bildung sich sehr überlegen fühlte. Allein darin hatte der Rector Recht gehabt, im Lateinischen wußte er eben so wenig wie sie und in einer höhern Klasse hätte er noch nicht mit fortkommen können. Er faßte nun die Sache mit Ernst und Eifer an und that pünktlich was ihm aufgegeben ward.

Ein paar Tage waren so vergangen, er saß auf seinem Zimmer und lernte auswendig, als Konradine zu ihm kam und ihn aufforderte sie zu begleiten, sie wolle auf einer Landwirthschaft vor der Stadt Milch bestellen. Ehrenfried erwiederte: „wenn du noch eine halbe Stunde warten willst, gehe ich mit, ich muß erst lernen.“ „Das Latein ist wohl recht schwer“, fragte das Mädchen, „soll ich dich überhören?“

„Wenn du willst“, rief der Knabe, „das ist mir lieb, dann geht es besser.“ Konradine setzte sich zu ihm, nahm das Buch und überhörte ihm Vocabeln und Declinationen. Das machte ihr Spaß. Wie beide dann ihre Wanderung antraten, verabredeten sie daß Konradine ihn öfter überhören solle, weil ihm das das Lernen erleichtere.

Als Ehrenfried von Eichenwalde abreiste, hatte ihm Frau Schneidewin gesagt: er solle in Tannenheim zu

einem Herrn Hartkopf gehen und dem sich vorstellen. Dieser Herr würde ihm alle Vierteljahre das Geld auszahlen, was er für Kost, Wohnung, Schul- und Taschengeld, überhaupt für seine Bedürfnisse brauche. Auch solle er ihr zuweilen schreiben und die Briefe ebenfalls Herrn Hartkopf übergeben, der sie besorgen würde. Als Ehrenfried etwa acht Tage in Tannenheim war, besuchte er den genannten Herrn zum ersten Male und brachte ihm den ersten Brief an seine Pflegemutter. Hartkopf wohnte in dem letzten Hause der Vorstadt, das klein und unansehnlich war und nach allen Seiten frei stand. Er war ein kleiner, magerer Mann, der nicht viel sprach, und in seinem Häuschen ganz allein wohnte. Seine ganze Bedienung besorgte eine Aufwartefrau, die auswärts schlief. Als Ehrenfried zu ihm kam und seinen Namen nannte, sagte Hartkopf: „weiß schon alles. Hier ist das Geld für das erste Vierteljahr. Gib den Brief her.“ Ehrenfried hatte einen flüchtigen Blick in das Zimmer geworfen, das zwar alle Bequemlichkeiten enthielt, die man bei bemittelten Leuten findet, aber etwas Düsteres, fast Unheimliches hatte. Die kurze Abfertigung, die ihm zu Theil wurde, erlaubte ihm nicht länger zu bleiben, und er machte sich rasch davon.

Sein Brief an Frau Schneidewin lautete aber folgendermaßen.

Meine liebe gute Mutter.

Nun bin ich schon acht Tage von Ihnen fort und will Ihnen schreiben wie es mir geht. Mir geht es gut.

Zwar bin ich nur nach Sexta in der Schule gekommen, doch wenn ich fleißig bin, werde ich bald steigen. Herr Volkner ist ein sehr freundlicher Mann und sehr gut gegen mich. Er gibt mir Unterricht im Geigenspielen, was mir viele Freude macht. Ich spiele alle Tage ein paar Stunden. Konradine ist auch sehr gut gegen mich. Sie spielt mit mir vierhändig Klavier — ich übe mich auch sonst noch auf dem Klaviere. Auch überhört sie mich immer, wenn ich für die Schule auswendig lernen muß. Der Vater und das Mädchen haben mir noch kein böses Wort gesagt und ich bin wie Kind im Hause. Liebe Mutter, ich danke Ihnen herzlich daß Sie mich in dieses Haus gebracht haben, denn ich befinde mich hier sehr wohl. Liebe Mutter, ich danke Ihnen auch für alles Gute, was Sie mir bisher gethan haben. Ich sehe jetzt erst ein wie gut Sie gegen mich gewesen sind, und ich will auch recht brav und fleißig sein, daß Sie Freude an mir erleben sollen. Wie geht es Ihnen denn? Schreiben Sie mir doch auch einmal, daß ich etwas von Ihnen erfahre.

Dem armen Kunz müssen Sie nicht böse sein. Er hat es ja gut mit mir gemeint und hat mich doch damals gerettet, als die ganze Klasse mich prügeln wollte. In der Hoffnung daß Sie mir bald schreiben werden verbleibe ich

Ihr gehorsamer Sohn

Ehrenfried.

Das Verhältniß zwischen Volkner und Konradine einerseits und Ehrenfried andrerseits gestaltete sich immer

freundlicher, alle drei bildeten wahrhaft nur eine Familie. Volkner liebte den Knaben wirklich wie ein Vater, je mehr das bedeutende musikalische Talent desselben sich entwickelte und je mehr er Freude an den sichtbaren Fortschritten Ehrenfrieds empfand. Diesem aber war Volkner der erste Mann, der ihm seit seines Vaters Tode mit Liebe entgegentrat und ihm doch Achtung und Ehrfurcht abnöthigte. Es konnte nicht fehlen daß er an ihm auch wie an einem Vater hing.

Konradine, obschon zwei Jahre jünger als Ehrenfried, war ihm doch in mancher Beziehung überlegen. Mädchen entwickeln sich ja immer rascher als Knaben. Da sie frühzeitig genöthigt war für das Haus zu sorgen, so zeigte sie eine Verständigkeit, die eigentlich ihren Jahren vorauseilte. Ihr ordnete sich auch Ehrenfried unter ohne weiter darüber zu denken.

War er nachlässig in seiner Kleidung oder in der Reinlichkeit seiner Stube, so schalt ihn Konradine alles Ernstes aus, und er nahm das ruhig wie selbstverständlich hin, und besserte was sie beanstandete. Auch die kleinen Angewohnheiten, die Knaben so gern annehmen, beachtete sie. So hatte Ehrenfried sich angewöhnt bei dem Gespräche mit dem Taschenmesser zu spielen und die Klingen desselben aufzumachen und wieder in die Feder schnappen zu lassen. Konradine machte ihn darauf aufmerksam. Da er es indessen nicht ließ, so schlug sie jedesmal auf den Tisch, sobald er die Klinge schnappen ließ, und er gewöhnte es sich ab. Ein andres Mal hatte er sich ange-

wöhnt fast in jedem Satze, den er sprach, das Wort „nehmlich“ anzubringen. So oft er nun „nehmlich“ sagte, machte Konradine eine tiefe Verbeugung und rief: „allerdings“. Er gewöhnte es sich ab. So war sie ihm wie eine Schwester geworden. Wie er mit dem Großvater Geige spielte, trieb er mit ihr Klavier und beide gelangten dadurch zu immer größerer Fertigkeit. Sie fragte ihn immer nach seinen Studien und ließ sich das Ueberhören des auswendig Gelernten nicht nehmen. Dagegen las er ihr zuweilen vor, namentlich Reisebeschreibungen, die sie liebte und erklärte ihr bei seinen guten Kenntnissen in Geographie u. s. w. was sie nicht verstand. Mußte sie Abends ausgehen, so ließ er es sich nicht nehmen sie zu begleiten, und wollte irgend ein Straßenbube sie necken, so vertheidigte er sie wacker, wobei er sich einige Male gehörig für sie herumschlug. Auch im Hause war er ihr behülflich, wo ihre Kräfte nicht auslangten. Galt es etwas Schweres zu heben, mit Hammer, Nägeln oder Säge zu hantiren, so rief sie ihn und er war immer zur Hand. Da er seinen Mitschülern an allgemeiner Bildung voraus war, schloß er sich in der ersten Zeit an keinen an, und gewöhnte sich deßhalb immer mehr an das Haus.

So schwanden rasch drei Jahre dahin. Ehrenfried war sehr fleißig gewesen, hatte dadurch die Aufmerksamkeit der Lehrer auf sich gezogen und hatte die untern Klassen rasch durchgemacht, so daß er, als er seinen vierzehnten Geburtstag feierte, schon Tertianer war. Als solchem begegnete ihm ein eignes Abenteuer.

Da er eines Nachmittags in die Schule kam, fand er Thüre und Fenster der Klasse weit geöffnet und in dieser entwickelte sich fortwährend ein durchdringender Schwefelgeruch. Seine Kameraden, die vor ihm da waren, hatten auch auf dem stark geheizten Ofen ein Stück Schwefel gefunden, das sie aber nicht wegnehmen konnten, da es bereits geschmolzen war, so daß sie es ruhig ausbrennen lassen mußten. Die Schüler hatten natürlich ihren Spaß an diesem Vorfalle, nicht aber der Lehrer. Als dieser kam, erkannte er sogleich daß der Schwefelgeruch in mehreren Stunden nicht aufhören würde, daß deßhalb die Unterrichtsstunde ausfallen müsse. Demgemäß entließ er die Schüler. Da er aber sehr empfindlich war, betrachtete er diesen Kinderstreich als eine ihm persönlich geltende Beleidigung und erklärte daß er die Sache beim Rector anzeigen und strenge Untersuchung verlangen werde.

Die Tertianer ließen sich das für den Augenblick wenig anfechten. Sie hatten den Nachmittag frei, und betrachteten das, wie alle Schüler, als einen besondern Glücksfall, zumal die Eisbahn sehr schön war und sie Gelegenheit hatten sich dort herum zu tummeln.

Am folgenden Tage wurde Ehrenfried zum Rector beschieden. Dieser empfing ihn mit der strengsten Amtsmiene und sagte: „schöne Streiche machen wir, Braunsdorf, schöne Streiche! Wir legen Schwefel auf den Ofen, daß keine Schule hat stattfinden können, wir sind ja ein rechter Schlingel. Hätte es nicht gedacht, wir sind sonst ein guter Schüler, aber dafür müssen wir gestraft werden.“

Ehrenfried war eben so erstaunt wie bestürzt. Er fühlte sich ganz unschuldig und sprach das unverhohlen aus. „Kenne das“, sagte der Rector, „wir leugnen. Si fecisti nega ist ein altes Wort. Lasse mich aber nicht irre machen. Wir sind schuldig, also gehen wir in's Carcer. Muß einmal ein Exempel statuirt werden.“ Ehrenfried fragte wie der Rector darauf käme ihn zu beschuldigen. „Habe Anzeige erhalten“, erwiederte dieser, „hat es ein Schüler gesehen wie wir den Schwefel auf den Ofen gelegt haben.“

„„Aber als ich in die Schule kam, war der Schwefelgeruch schon im Zimmer.““

„Ausflüchte! Wir können schon vorher dagewesen und wieder fortgeschlichen sein.“

„„Aber mein Nein gilt doch eben so viel wie das Ja meines Anklägers.““

„Nichts da, nichts da, bei dem Beschuldigten gilt immer die Voraussetzung daß er die Wahrheit nicht sagt.“

„„So stellen Sie mir doch meinen Ankläger gegenüber er soll mir es in's Gesicht sagen.““

„Geht nicht, geht nicht. Die Lehrer würden nie etwas erfahren, wenn sie nicht die Angeber verschwiegen.“

Der Rector hatte vom Recht nicht besonders helle Begriffe. Den Rechtsgrundsatz daß man den Kläger dem Beklagten gegenüber zu stellen habe kannte er offenbar nicht. Vermuthlich waren ihm die lateinischen Werke über das Recht nicht klassisch genug, so daß er sie nicht beachtete. Auch war er durch das Recht disciplinarisch zu strafen,

das er schon lange geübt hatte, gewohnt dem ersten Eindrucke zu folgen und einen Verdacht für Gewißheit zu nehmen. Genug, ohne es zu wollen oder zu ahnen sprach er das ungerechteste Urtheil, wie denn solche disciplinarische ungerechte Urtheile in allen Verhältnissen nur zu häufig vorkommen. Wahrscheinlich hätte er über Ehrenfried eine mildere Strafe ausgesprochen, wenn nicht die Empfindlichkeit jenes Lehrers ihm den Jungenstreich in den schwärzesten Farben gemalt hätte.

Alle Vorstellungen, alle Bitten Ehrenfrieds waren fruchtlos — der vor der Thüre wartende Aufwärter führte ihn auf der Stelle in das Carcer.

Obschon dasselbe ein dunkles Loch von vier Fuß Länge und vier Fuß Breite, ohne Tisch und Stuhl war, so war die Strafe doch keine körperlich peinliche, denn sie dauerte nur eine Stunde. Auch sollte sie nur eine Ehrenstrafe sein und kam sehr selten vor. Als Ehrenfried die Thüre hinter sich schließen hörte, fing er bitterlich an zu weinen. Er fühlte sich grenzenlos unglücklich. Einen so tiefen Schmerz hatte er noch nie empfunden seit dem Tode seines Vaters. Er, der so pünctlich seine Pflicht that, der fast nie einen Verweis erhalten, der sich immer vor den andern Schülern ausgezeichnet hatte, war zu einer entehrenden Strafe verurtheilt! Und er war ganz unschuldig. Was half ihm aber das? Wer glaubte an seine Unschuld? Vergebens sann er nach wer sein Ankläger sein könnte. Hatte sich jemand an ihm rächen wollen? Aber er hatte niemanden beleidigt, mit nieman-

dem Streit gehabt. Es war eine fürchterliche Stunde, die er eingesperrt zubringen mußte, und sie war so entsetzlich lang. Es dauerte eine Ewigkeit bis die Thurmuhr das erste Viertel, dann halb und so weiter schlug.

Endlich war sie zu Ende. Der Aufwärter ließ ihn heraus und forderte fünf Groschen Carcergeld. — Auch das noch! Ehrenfried gab es und ging nach Hause. Unterwegs traute er sich keinen Menschen anzublicken. Er meinte jeder müsse es ihm am Gesicht ansehen daß er im Carcer gewesen sei. Daß man ihm seine verweinten Augen ansah war gewiß. Er kam nach Hause. Wenn ihm nur Konradine nicht begegnete. Er hätte ihr nicht in das Gesicht blicken können, so vernichtet fühlte er sich.

Aber Konradine kam ihm in den Weg, sie stand in der Hausthüre und rief ihm lachend zu: „wo hat Er gesteckt, Herumtreiber, mein Essen ist lange fertig!"

Ehrenfried drückte sein Tuch über die Augen, drängte sich bei ihr vorbei und sprang die Treppe hinauf in sein Zimmer, die Thüre hinter sich verschließend. Nach einem Weilchen hörte er klopfen und Konradine fragte ihn von außen was ihm fehle, er solle zu Tische kommen. Er sagte nichts als: „bitte, laß mich" und öffnete nicht, obschon sie ihn mehrmals bat. Er hörte wie sie sich entfernte und bald darauf mit dem Vater wiederkam, der ihn dringend aufforderte zu öffnen. Er mußte es jetzt thun. Erschrocken sah das Mädchen seine verweinten Augen, besorgt fragte ihn der Alte was ihm sei. Unter heißen

Thränen erzählte er. Konradine, die ihm unbedingt glaubte, gerieth in Eifer und rief: „du mußt herausbringen wer der Schurke gewesen ist, der dich angegeben hat und dann ihm gehörig eins auswischen. Aber laß dir das nicht so zu Herzen gehen, wenn du unschuldig bist, so kann dich die Strafe nicht schänden.“ Volkner aber sagte: „armer Schelm, dich trifft was schon manchen getroffen hat. Das Strafrecht, das Vorgesetzte üben, von dem keine Berufung möglich ist, artet oft in die abscheulichste Willkür aus. Wenn ich auch dem alten Rector keine absichtliche Ungerechtigkeit zutraue, so hat er doch lange vergessen wie er auch einmal jung gewesen ist. Er sitzt jetzt vielleicht ruhig über seinem Tacitus und ahnt nicht wie tief er ein armes junges Herz durch sein albernes Urtheil verwundet hat. Komm, komm, halte dich an uns, wir wissen daß du unschuldig bist und nicht lügen kannst.“

Die Theilnahme von Vater und Schwester that Ehrenfried wohl und linderte sein Weh etwas, doch blieb er den ganzen Tag niedergeschlagen, oft traten ihm die Thränen in die Augen, und als er sich Abends zu Bette legte, konnte er lange nicht einschlafen.

Auch da er am andern Morgen erwachte und ihm der Vorfall einfiel, stellten sich wieder Thränen bei ihm ein und mit Zagen ging er in die Schule. Als er in die Klasse trat, vermochte er niemanden anzusehen. Seine Mitschüler flüsterten unter einander, ihm war als müsse er ersticken.

Eine Stunde nach der andern ging vorüber. Während der letzten bemerkte Ehrenfried daß eine heimliche

Bewegung unter den Schülern statt fand und endlich entdeckte er daß ein Blatt Papier von Hand zu Hand ging und überall Lachen erregte, wo es hinkam. Zuletzt erhielt es sein Nachbar, der ihn dann mit dem Arme anstieß und es ihm auch unter der Bank hinschob. Ehrenfried sah es an, es war eine flüchtige Zeichnung, die ihn selbst darstellen sollte, wie er im Carcer saß und bitterlich weinte. Er glühte vor Unwillen. Unschuldig bestraft und noch verhöhnt von seinen Mitschülern! Das war zu viel! Indem schloß die Stunde, der Lehrer entfernte sich.

Sogleich sprang Ehrenfried auf die Bank, hielt das Papier in die Höhe und rief: „ich erkläre den für einen elenden Schuft, der das gezeichnet hat. Ich habe unschuldig im Carcer gesessen, und mich dafür zu verhöhnen ist erbärmlich! Ein viel elenderer Schurke aber ist der, der mich fälschlich angegeben hat. Wenn er den Schurken nicht auf sich sitzen lassen will, so nenne er sich.“

Nach diesen Worten entstand ein förmlicher Aufruhr unter den Schülern, es wurde hin und wieder geschrieen, einige nahmen Partei für Ehrenfried, die meisten aber gegen ihn. „In unserer Klasse giebt es keine Schufte, er muß widerrufen!“ So ließen sich Stimmen von allen Seiten vernehmen. Die Drohungen wurden lauter, geballte Fäuste erhoben sich, die Schüler drängten näher an Ehrenfried heran. Da sprang der Erste der Klasse neben ihn hin und rief: „halt, laßt mich reden.“ Der Lärm legte sich und Oswald Horst, so hieß der Erste, rief:

‚Braunsdorf hat Recht! Es ist schändlich ihn zu verhöhnen, denn er ist unschuldig.“

„Unschuldig? Wie? Was?“ So murmelte es durch ein ander. „Ja, unschuldig, fuhr jener fort. „Ich habe gesehen wie Braunsdorf aus seinem Hause kam und bin immer fünfzig Schritte hinter ihm her in die Schule gegangen. Als wir beide ankamen, war der Schwefel schon verbrannt, also kann er ihn nicht hingelegt haben.“ Die Stimmung der Klasse schlug plötzlich zu Gunsten Ehrenfrieds um. In ein so klar ausgesprochenes Zeugniß setzten die jugendlichen Gemüther keinen Zweifel.

Der Zeichner des Bildes trat vor, reichte Ehrenfried die Hand, und sagte: „ich habe dir nicht weh thun wollen, es war ein Spaß, laß es abgemacht sein.“ Ehrenfried schlug ein und erwiederte: „abgemacht — sprechen wir nicht mehr davon.“ Die andern umringten ihn jetzt ebenfalls, drückten ihm die Hand, hießen ihn einen braven Kerl, und auch über den alten Rector wurden einige Aeußerungen laut, die, wenn er sie gehört hätte, dem Aufwärter noch etwas mehr Carcergeld eingetragen haben würden.

Ehrenfried fühlte sich nach diesem Auftritte sehr erleichtert. Seine Kameraden hatten ihm gewissermaßen Genugthuung für die erlittene Unbill gegeben. Oswald Horst begleitete ihn auf dem Heimwege. Dabei sagte er ihm: „ich weiß auch wer dich angegeben hat, niemand andres als Bertling. Aber ich kann es nicht beweisen. Beim Rector ist er gewesen, so viel ist gewiß, und vorhin

war er der einzige, der dir nicht die Hand gereicht hat, im Gegentheile schlich er sich sachte davon. Wir wollen die Sache jetzt ruhen lassen, doch kommt wieder eine Angeberei vor, so werden wir ihn schon fassen.“ Vergeblich sann Ehrenfried nach was sein Angeber für einen Grund zu der falschen Anklage gehabt haben möge. Oswald Horst aber bat er mit bei ihm einzutreten und die ihm gewordene Genugthuung in seinem Hause zu erzählen. Von dem Tage an wurden Ehrenfried und Oswald immer vertrauter mit einander, ja zuletzt wirkliche Freunde. Auch Volkner und Konradine sahen den muntern Burschen gern und er besuchte das Haus immer häufiger.

10.

Bald nach diesem Vorfalle kam der alte Volkner eines Mittags sehr verstimmt nach Hause und sprach während des Essens kein Wort. Als Konradine und Ehrenfried ihn fragten was ihm fehle, gab er ausweichende Antworten und brach endlich das Gespräch ab. In den folgenden Tagen ging er mehr als gewöhnlich aus, und endlich erzählte er wie gesprächsweise: er habe ein paar Schüler angenommen und werde wieder Unterricht geben. Konradine bat ihn das nicht zu thun. Er stehe nun schon im siebenzigsten Jahre, er könne sich die wohlverdiente Ruhe gönnen, und eine größere Einnahme für ihre Wirthschaft

brauchten sie ja nicht. Der Alte hörte indessen auf kein Zureden und begann Unterricht zu geben, der ihm ganz leidlich bezahlt wurde, da er keine Anfänger annahm, und Vorgeschrittene gern bei dem alten berühmten Musiker Stunde nahmen. Zwar ward er seitdem wieder heiterer, aber der alte unbefangene Frohsinn kehrte bei ihm nicht wieder. Oft war er schweigsam, man sah er brütete über etwas. Konradine und Ehrenfried sprachen oft darüber was dem Großvater fehlen möge, doch konnten sie nicht dahinter kommen. So mochte ein halbes Jahr vergangen sein, als eines Abends, da man sich zur Ruhe begeben wollte, Volkner sagte: „Konradine, bleibe einen Augenblick, ich will dir noch etwas sagen.“ Ehrenfried wollte sich entfernen, allein der Alte hieß ihn ebenfalls bleiben. „Du gehörst zur Familie, Ehrenfried“, sprach er, „es soll kein Geheimniß für dich geben. Ihr wißt, Kinder“, fuhr er fort, „daß ich ein kleines Vermögen besaß, die Frucht der Ersparnisse, die ich auf früheren Kunstreisen gemacht hatte. Der Ertrag dieses Vermögens und meine Pension reichten hin daß wir, wenn auch nicht glänzend, doch ganz behaglich leben konnten. Nun muß ich euch entdecken: das Vermögen ist fort.“

Konradine schmiegte sich bei diesen Worten an ihn und sagte fast weinend: „armer Großvater.“

„Ich hatte“, fuhr Volkner fort, „mein Geld einem hiesigen Kaufmann gegeben, den ich seit langen Jahren kannte. Den armen Mann hat Unglück getroffen, er konnte seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen und hat sich

vor einem halben Jahre erschossen. Seine Sachen stehen schlecht und von meinem ganzen Gelde werde ich kaum ein paar hundert Thaler wieder bekommen. Darum habe ich wieder angefangen Unterricht zu geben, um etwas zu verdienen und den Ausfall zu decken. Das geht auch ganz gut, so lange ich lebe. Aber was wird aus dir, Konradine, wenn ich einmal todt bin? Hätte ich dir mein Vermögen vererben können, so hättest du eine gute Mitgift und könntest einen braven Mann bekommen. Aber so lasse ich dich arm zurück, denn meine Pension hört mit meinem Tode auf."

„Sprich nicht von deinem Tode", bat Konradine weinend, „und sorge dich nicht um mich."

„Und vergessen Sie nicht", sagte Ehrenfried schüchtern, „daß ich meine Schwester nicht verlassen werde."

„Kinder, seid vernünftig", erwiederte der Großvater. „Du, Ehrenfried, kannst noch zehn, noch fünfzehn Jahre laufen, ehe du ausstudirt hast und in ein Amt kommst. Und für dich zu sorgen, Konradine, ist meine Pflicht. Nun höre was ich gedacht habe. Du bist fleißig in der Schule gewesen und weißt was ein Mädchen im bürgerlichen Stande eben zu wissen pflegt. Damit aber kannst du dir keine Stellung machen. Bin ich todt, so mußt du dich durch Handarbeit ernähren, und das ist ein mühsames trauriges Stück Brod. Nun habe ich gedacht: wir wenden die paar hundert Thaler, die mir noch übrig sind daran, damit du etwas recht Tüchtiges lernst, Englisch, Französisch, Italienisch, auch Geographie und Geschichte. Be-

sitzest du ausreichende Kenntnisse, so bekommst du leicht eine Stelle als Erzieherin oder auch wol als Lehrerin an einer Schule. Rechne ich dazu daß du recht fertig Klavier spielst, so kann es dir nicht fehlen und als Erzieherin oder Lehrerin nimmst du eine ehrenvolle Stellung in der Welt ein. Ueberlege dir meinen Vorschlag. Entweder lege ich dir die paar hundert Thaler als einen Nothpfennig sicher an, oder du bildest dich dafür zur Lehrerin aus. Du hast ein paar Tage Zeit zum Nachdenken. Ich dränge dich nicht. Du bist bald vierzehn Jahre alt und verständig genug einen Entschluß fassen zu können. Gute Nacht für heute."

Der Alte ging, die beiden Kinder blieben zurück. „Konradine", sagte der Knabe, „das ist ja traurig daß der Vater in seinem Alter noch arbeiten muß. Nimm du mein Taschengeld noch zur Wirthschaft. Du weißt, die gute Mutter Schneidewin gibt mir reichlich Taschengeld, weit mehr als ich brauche. Ich habe immer davon verschenkt, habe auch ein kleines Sümmchen gespart. Nimm alles, damit der Vater sich nicht zu quälen braucht." Konradine erwiederte: „das geht nicht, Ehrenfried, Frau Schneidewin bezahlt ohnehin für deine Wohnung und Kost weit mehr, als für andere junge Leute in deinem Alter bezahlt wird, erführe der Vater daß ich noch mehr von dir nähme, würde er böse werden, er würde glauben Almosen zu empfangen und darin hat er ein feines Ehrgefühl. Was hältst du aber von dem Gedanken daß ich mich zur Lehrerin ausbilden soll?"

„Er gefällt mir", antwortete Ehrenfried, „dann mußt du noch vieles lernen und lernen ist immer schön. Dann wirst du auch ein kleiner Student, wie ich es bin, und dann kann ich dich überhören, wie du es bisher mit mir gethan hast." „Mir gefällt es auch", sagte Konradine mit leuchtenden Augen, „recht viel lernen ist immer mein Wunsch gewesen. Und eine Lehrerin zu sein denke ich mir gar zu schön. Wenn dann die kleinen Mädchen mäuschenstille sitzen und horchen was man ihnen sagt, „wenn sie dann fragen, falls sie etwas nicht verstanden haben, dann ist man eine Respectsperson. Und wenn ich denke daß andere arme Mädchen den ganzen Tag nähen und sticken müssen, so kommt es mir noch schöner vor eine Lehrerin zu sein. Ich nähe und sticke auch gern, aber doch nicht in einem fort."

Sie vergaß für den Augenblick ganz den Kummer ihres Großvaters, ihre kindliche Einbildungskraft malte ihr das Loos einer Lehrerin in den schönsten Farben und sie legte sich mit den heitersten Bildern der Zukunft zur Ruhe.

Des Großvaters Vorschlag wurde ausgeführt. Konradine besuchte theils einzelne Stunden einer höheren Unterrichtsanstalt für Mädchen, theils erhielt sie Privatunterricht. Daß sie Ehrenfried so fleißig überhört hatte kam ihr jetzt sehr gut zu statten. Sie hatte bei diesem Ueberhören selbst etwas lateinisch gelernt, namentlich aber hatte sie eine Menge lateinischer Wörter behalten. So erschienen ihr die neuern Sprachen, die ja im Latein wurzeln, ungemein leicht und sie lernte ohne viele Mühe. Da

Ehrenfried bald nach Secunda kam, so hörte das Ueberhören von ihm auf, allein umgekehrt überhörte er jetzt Konradine. Dabei wurde das Französische und Englische, was er von Eichenwalde mitgebracht, auf dem Gymnasium aber ziemlich verschwitzt hatte, wieder aufgefrischt und so zog das eine von dem andern Nutzen.

Konradine entwickelte sich rasch und war mit fünfzehn Jahren schon ziemlich erwachsen. Die Augen junger Männer fingen schon an nach ihr zu sehen, sie fing an jungfräulich zu werden und unmerklich das Kindische abzulegen. Ehrenfried hatte allerdings dafür keine Augen. Der Uebergang bei Konradine war so allmälig und Ehrenfried war so unbefangen, daß er nichts bemerkte und daß ihm das Mädchen eben noch so als Kind vorkam, wie er es kennen gelernt hatte.

Konradine mußte einige Unterrichtsstunden Abends nehmen und von diesen in der Dämmerung oder gar im Dunkeln heimkehren. Früher war sie in spätesten Stunden ohne Sorge durch die Stadt gelaufen, jetzt fühlte sie daß es unpassend sei wenn sie Abends allein ging. Sie bat Ehrenfried ein paar Mal sie abzuholen, was dieser natürlich gern und bald auch ohne Aufforderung that. So wurde er ihr treuer Schützer und Begleiter.

Als der alte Volkner sah daß Konradine auf seinen Vorschlag einging, als er sah daß sie sich auf ihren künftigen Beruf freute und daß sie merkwürdige Fortschritte machte, kehrte seine Heiterkeit wieder. Der Verlust an Vermögen, der gedroht hatte seine letzten Lebenstage zu

verbittern, erschien ihm jetzt als kein Unglück mehr, da er in die Zukunft seiner Enkelin nicht mehr mit trüben Sorgen zu blicken brauchte. Das Leben der drei Menschen war nach wie vor ein still zufriedenes und heiteres. Doch hatte sich dem kleinen Kreise noch ein Vierter zugesellt. Oswald Horst war immer häufiger gekommen und kam zuletzt fast täglich. Er war ein kräftiger, munterer, lebenslustiger Bursche, an dem alle, besonders aber der alte Volkner großes Gefallen hatten. Zwar war er in der Schule nicht nachlässig, er lernte was zu lernen war, aber auch nicht mehr. Besondern Eifer für die alten Sprachen besaß er nicht, dagegen las er viel deutsche Bücher. Wie alle jungen Leute seines Alters las er ohne Auswahl was ihm in die Hände kam, doch lernte er dabei auch die meisten guten deutschen Dichter kennen. Mit lebhafter Auffassung begabt konnte ihn besonders Schönes entzücken und er verfehlte dann nicht dergleichen mitzubringen und vorzulesen, was günstig aufgenommen wurde. Außerdem hatte er eine sich bis zum Eifer steigernde Lust am Singen. Obwol er nur eine unbedeutende Stimme besaß, so hörte er das selbst doch nicht, und häufig brachte er Lieder mit, die ihm Konradine oder Ehrenfried begleiten mußten, was sie denn auch gern thaten. Ehrenfried blieb aber immer des alten Volkners Lieblingsschüler und erhielt von diesem nun auch Unterricht in der Harmonielehre und dem Generalbaß, wobei er die Werke der besten Meister alle gründlich kennen lernte.

11.

So waren wiederum mehrere Jahre vergangen. Ehrenfried war siebzehn Jahre alt geworden, er und Oswald, die im gleichen Alter sich befanden, waren nach Prima vorgerückt, sie waren dem Knabenalter entwachsen und zählten zu den Jünglingen. Namentlich hatte auch ihr Benehmen, ihre Art und Weise zu sein, sich etwas verändert. In Tannenheim waren nicht nur zwei Gymnasien, sondern auch eine Universität. Die Schüler der höheren Gymnasialklassen, die ja bald auch Studenten sein sollten, fingen an sich wie Studenten zu benehmen. Sie trugen Studentenmützen, wohl auch farbige Bänder, sie liebten es in Studentenausdrücken zu sprechen, Studentenlieder zu singen, ja sie fingen auch an die Kneipen zu besuchen. Oswald machte alle diese kleinen Thorheiten mit, Ehrenfried hielt für sich, als einem künftigen Pfarrer, eine gewisse äußere Ehrbarkeit geboten, konnte aber doch nicht umhin, wollte er für keinen „Philister“ gelten, wenigstens ein Studentenkäppchen zu tragen und wol auch hier und da ein Glas Bier mit zu trinken. Das mehr oder weniger burschikose Gebahren der Schüler mißfiel ihm auch gar nicht, und Konradine hatte ihre große Freude daran, wie denn Mädchen an einem kecken, frischen Wesen immer Gefallen haben. Das Gymnasium hatte zwei Klassen von Schülern, Alumnen und Externen. Die Alumnen wohnten in der Schule und hatten daselbst auch ihre Beköstigung. Dafür hatten sie die Verpflichtung Gesang

zu lernen und in den Kirchen die Kirchenmusik aufzuführen. Ehrenfried besuchte namentlich die Aufführung von Motetten regelmäßig, sang auch wol im Chore mit, was seiner musikalischen Entwicklung von großem Nutzen war. Dabei hatte er es mehrfach versucht die Orgel zu spielen und da ihm dies sehr leicht wurde, so ließ sich der Organist meistens nicht lange bitten Ehrenfried seinen Platz auf der Orgelbank abzutreten.

In dieser Zeit war eine neue Oper auf die Bühne gekommen, die sehr gefiel. Da in derselben viele Chöre waren, beschlossen die Alumnen des Gymnasiums sie einmal unter sich auszuführen. Das heißt, sie wollten sie nicht spielen, sondern nur zu Klavierbegleitung singen. Das wurde ins Werk gesetzt, die Stimmen wurden ausgeschrieben und das Studium, die Proben begannen. Zur letzten Probe hatten die Alumnen auch die Externen eingeladen. Diese waren zahlreich erschienen und hörten andächtig zu. Einzelne zogen dabei ihre Pfeifen aus der Tasche, andere folgten und bald war der Musiksaal von einem gewaltigen Tabaksdampf erfüllt. Da will das Unglück daß derjenige Lehrer, der die wöchentliche Inspection hatte, in die Schule kommt und nach seinem Zimmer gehen will. Er riecht den Tabak, geht dem Geruche nach, öffnet die Thüre und meint das Bild einer Kneipe vor sich zu sehen. Ohne ein Wort zu sagen macht er die Thüre wieder zu und zeigt dem Rector die Sache an.

Als am andern Morgen die Schule beginnen soll, erfahren die Externen wieder einen salomonischen Urtheils-

spruch des Rectors. Ohne auf die Externen Rücksicht zu nehmen, deren Anwesenheit jener Lehrer vielleicht gar nicht bemerkt hatte, waren die Alumnen zu Geldstrafen verurtheilt worden, „wegen Rauchens in der Schule.“ Die Alumnen mußten nehmlich auch bei Leichenbegängnissen singen und die dafür gezahlten Gebühren wurden unter sie vertheilt, was, da sie meist arm waren, für sie einen wesentlichen Nutzen brachte. Die Ungerechtigkeit des Urtheils lag auf der Hand. Die Alumnen hatten gesungen, die Externen hatten geraucht, die ersteren aber wurden bestraft.

Ehrenfrieds Gefühl empörte sich gegen diesen Spruch. Er setzte während des Unterrichts ein Pro memoria an den Rector auf, in welchem die Externen erklärten daß sie es gewesen, die geraucht hätten, daß demnach die Alumnen unschuldig verurtheilt wären und daß sie bäten den Urtheilsspruch aufzuheben, indem sie sich als die Schuldigen bekännten. Dieses Pro memoria ließ er von Hand zu Hand gehen und alle Externen unterzeichneten es, worauf es dem Rector zugeschickt wurde.

Dieser gerieth darüber in gewaltigen Zorn. Statt einzusehen daß die Schüler ganz Recht hatten und seinen Spruch zurückzunehmen, fand er daß seine „Autorität“ verletzt worden sei. Das war noch nicht dagewesen daß die Schüler sich unterstanden hatten eine förmliche Eingabe an ihn zu machen und gegen seinen Urtheilsspruch Verwahrung einzulegen. Das hieß ja die Revolution schon in der Schule anfangen. Wenn erst die Autorität der Schulmeister nicht mehr unangefochten bleibt, dann

ist die Welt dem Untergange nahe. So dachte der Rector und um seinerseits alles zu thun die Welt vom Untergange zu retten, berief er die Lehrer alle zu einer Conferenz und lud auch den Rathsherrn mit ein, unter dessen besonderer Aufsicht das Gymnasium stand.

Vor diese Conferenz wurden dann die Unterzeichner des Pro memoria geladen. Mit feierlicher Miene saßen die Lehrer da, die Schüler standen vor ihnen wie die armen Sünder, wäre irgend eine Uniform dagewesen, in der man einen Gensdarmen vermuthen konnte, das Bild eines hochnothpeinlichen Gerichts war dann vollkommen.

Der Rector begann eine lange Rede, in der er das Verbrechen des Rauchens und der Eingabe an ihn mit den schwärzesten Farben schilderte und sogar einige Kirchenväter anführte. Die verstockten Schüler blieben von dieser Rede sehr ungerührt. Der Rector fuhr dann fort: es sei anfangs das Urtheil des Lehrercollegiums dahin ausgefallen, daß sämmtliche Unterzeichner der Eingabe relegirt, von der Schule geschickt werden sollten. Bei diesen Worten bemerkte der Rector ein heiteres Lächeln auf den Gesichtern der Schüler. Sie fühlten im Augenblick wie lächerlich die Worte des Rectors waren. Hätte man sie fortgeschickt, so besaß die Schule wenigstens ein halbes Jahr keine Prima und der ganze Organismus der Schule war gestört. Zudem ist Relegation die höchste Strafe, die eine Schule überhaupt anwenden kann. Wäre diese hier zur Ausführung gekommen, so hätte sie im Publicum großes Aufsehen machen und die Lehrer hätten doch zuletzt starkes

Bedenken tragen müssen eine solche Strafe — wegen Rauchens ausgesprochen zu haben. Der Rector merkte denn auch aus dem heitern Eindrucke, den seine Worte machten, daß er über das Ziel hinaus geschossen hatte und begann einzulenken, indem er von der väterlichen Liebe sprach, die die Lehrer zu den Schülern hätten, weßhalb sie die größte Nachsicht walten lassen und jeden einzelnen nur zu sechs Stunden Carcer verurtheilen wollten. Er hatte sich aber getäuscht, als er glaubte die Schüler würden sich ohne weiteres fügen. Ehrenfried ergriff das Wort und sagte: „wir sind uns nicht bewußt irgend eine Strafe verdient zu haben. Wir haben geraucht, allein es ist uns kein Schulgesetz bekannt, das das Rauchen verbietet. Wir haben im Schulgebäude geraucht, das mag vielleicht unschicklich sein, und eine freundliche Mahnung das in Zukunft nicht zu thun hätten wir uns gefallen lassen. Allein daß wir eine förmliche Strafe verdient haben können wir nicht anerkennen. Da den Alumnen als den Unschuldigen eine Strafe auferlegt worden ist, so haben wir es einfach für unsere Pflicht gehalten dem Rector das wahre Sachverhältniß anzuzeigen. Wir haben das schriftlich gethan, weil wir das für passender hielten, als wären wir alle zusammen persönlich gekommen.“ Der Rector war etwas verblüfft. Die einfachen Gründe Ehrenfrieds waren so schlagend, daß sich nicht gut etwas darauf erwiedern ließ. Er hieß die Schüler abtreten, damit die Lehrer weiter berathen könnten. Nach einem Weilchen wurden sie wieder hinein gerufen und der Rector sagte ihnen mit

salbungsvollem Tone: die Lehrer hätten die Milde vorwalten lassen und es solle bei vier Stunden Carcer sein Bewenden haben. Ehrenfried sprach wieder für die andern und bemerkte: sie hätten gar keine Strafe verdient und könnten das Urtheil nicht annehmen. Wieder mußten die Schüler abtreten. Als sie draußen auf dem Gange standen, sagte Oswald: „eigentlich thun mir die alten Philister leid. In der ersten Hitze hat der Rector großen Lärm geschlagen, hat ein förmliches Blutgericht zusammen berufen und da sie es nun bei Lichte besehen, verläuft die Sache im Sande. Wenn sie uns unbestraft entlassen müssen, haben sie sich furchtbar lächerlich gemacht.“ Indem wurden sie wieder hineingerufen und der Rector, dem der Schweiß schon auf der Stirne stand, sprach wieder von der väterlichen Nachsicht, welche die Strafe auf zwei Stunden Carcer herabgesetzt habe. Die Schüler sahen sich unter einander an und Ehrenfried sagte abermals: „warum eine Strafe wo kein Vergehen vorliegt?“ Da rief der Rector kläglich: „aber, Kinder, begreift doch, wenn wir eine Conferenz zusammen berufen haben, was nur in den wichtigsten Fällen geschieht, so muß doch auch ein Strafurtheil herauskommen.“ Oswald antwortete mit munterm Tone: „also handelt es sich nur darum daß die Autorität der Conferenz gewahrt bleibe. Wir wollen denn auch nicht hartnäckig sein und uns jeder eine halbe Stunde Carcer gefallen lassen.“

Der Rector sah die Lehrer der Reihe nach an, und da sie alle, froh aus der unangenehmen Lage zu kommen,

in die sie durch unüberlegten Eifer gerathen waren, zustimmend nickten, so nahm der Rector den Vorschlag Oswalds an, ohne im Augenblicke zu begreifen daß eine halbe Stunde Carcer weit mehr lächerlich als ernsthaft war.

In den nächsten Tagen saßen dann die Primaner einer nach dem andern unter großer Heiterkeit ihre halbe Stunde Carcer ab, wobei sie nicht verfehlten das kleine Gefängniß tüchtig einzuräuchern. Um den Spaß würdig zu beschließen, veranstalteten sie am zweiten Tage Abends eine solenne Kneiperei in einem Bierhause. Da sie die Form eines Studentencommerses genau kannten, so wurde diese angewandt und bis tief in die Nacht hinein gezecht, wobei Ehrenfried als dem tapfern Vertheidiger des Rechts ein donnerndes Hoch ausgebracht wurde. Gern wäre dieser zur gewohnten Zeit nach Hause gegangen, allein das gelang ihm nicht. Die andern hielten ihn zurück und mit Gewalt losreißen mochte er sich nicht aus Furcht von ihnen verspottet zu werden, die ihm ohnehin schon seines ehrbaren Betragens wegen den Spitznamen „Pfäfflein" gegeben hatten. So mußte er aushalten, das Bier stieg ihm zu Kopfe, das viele Rauchen betäubte ihn noch mehr und als endlich aufgebrochen wurde, hatte er, wie die meisten andern, einen gehörigen Rausch. Oswald bemerkte seinen Zustand und führte ihn nach Hause. In der untern Stube war noch Licht. Da sie keinen Hausschlüssel hatten, mußten sie klopfen. Konradine war aufgeblieben und öffnete die Thüre. Allein erschrocken trat sie zurück, als sie Ehrenfried geisterbleich, mit stieren Augen vor

sich stehen sah. Oswald rief lachend: „erschrecken Sie nicht, es fehlt ihm nichts, er hat nur einen kleinen Haarbeutel.“ Damit führte er Ehrenfried in das Haus und in sein Zimmer, wo er ihn zu Bette brachte und dann sich entfernte. Er fand die Hausthüre angelehnt und ein Licht im Gange stehen. Konradine ließ sich nicht sehen.

Als Ehrenfried am andern Morgen erwachte, befand er sich in einem entsetzlichen Zustande. Weniger war es das körperliche Uebelbefinden, an dem er litt, als vielmehr die Scham war es, die ihn niederdrückte. Konradine hatte ihn in solch einem Zustande gesehen. Trotz seines Rausches hatte er den Blick voll Schreck und Abscheu bemerkt, mit dem ihn das Mädchen anstarrte, in den wüsten Träumen der Nacht war ihm immer dieser Blick erschienen, und als er erwachte, war es wieder dieser Blick, der ihm immer und immer wieder einfiel. Wie sollte er vor ihr sich zeigen! Er wagte es nicht ihr unter die Augen zu treten. Gegen Mittag paßte er einen Augenblick ab, wo er sie in der Küche wußte und schlüpfte zum Hause hinaus. Dann schickte er ihr einen Quartaner seiner Schule als Boten, der ihr sagen mußte: er käme Mittags nicht nach Hause, sie möge nicht auf ihn warten. Er blieb den ganzen Tag aus dem Hause und Abends schlich er sich auf sein Zimmer und riegelte sich ein.

Am andern Morgen kam Volkner zu ihm und sagte ihm lächelnd: „hast dir einen Haarbeutel getrunken, Ehrenfried, einen gehörigen Haarbeutel, hast gestern dann

einen erklecklichen Katzenjammer gehabt! Nicht so?“ Ehrenfried gestand alles zu und entschuldigte sich: er sei dazu gekommen, er wisse selbst nicht wie. Der Alte lächelte und sagte: „das ist wol jedem im Leben einmal geschehen, deshalb brauchst du dich nicht zu verkriechen. Ich glaube sogar: es ist gut für dich daß du einmal ganz gehörig angelaufen bist und die Folgen auf so empfindliche Art kennen gelernt hast. Du wirst daraus lernen dich in Acht zu nehmen.“ „Da haben Sie Recht, Vater“, rief Ehrenfried, „wenigstens habe ich mir heilig gelobt daß es mir nie wieder geschehen soll. Ach ich weiß nicht wie ich mich vor Konradinen sehen lassen soll.“ „Ja, ja“, erwiederte der Vater, „es ist nach solchen Vorfällen immer das Schlimmste von den Frauen, die man schätzt und liebt in solchem Zustande gesehen zu werden. Die Männer lachen leicht darüber, obschon ein völlig Betrunkener auch für einen anständigen Mann ein widriger Anblick ist. Aber die feiner fühlenden Frauen werden durch dergleichen empfindlich verletzt. Doch komm nur heute zu Tische, du kannst ja dem Mädchen nicht auf die Dauer aus dem Wege gehen.“ Ehrenfried sah das ein und kam zum Essen. Doch wagte er Konradinen nicht anzusehen. Auch diese war schweigsam, nur der Alte sprach bei Tische. Als Ehrenfried sich entfernte, kam ihm das Mädchen nach und rief ihn beim Namen. Er blieb stehen. Sie reichte ihm die Hand und sagte: „dir ist vorgestern ein Unfall zugestoßen Ehrenfried, du hast mir recht leid gethan. Aber nicht wahr, du nimmst dich in Zukunft besser in Acht? Ich möchte

dich nicht wieder so sehen." Diese einfachen Worte machten den tiefsten Eindruck auf Ehrenfried. Er konnte nicht sprechen, nickte nur lebhaft mit dem Kopfe, drückte ihr die Hand und ging auf sein Zimmer.

Konradinens Rede aber vergaß er niemals und wenn er auch später nicht verschmähte einer fröhlichen Gesellschaft beizuwohnen und ein Glas zu trinken, so hat er sich doch niemals wieder betrunken.

12.

Ein Jahr später fühlte Konradine daß sie von ihren bisherigen Lehrern nicht viel mehr lernen könne. Sie hatte drei neuere Sprachen vollkommen inne', war auch in Geographie, Geschichte und Naturgeschichte wohl bewandert. Sie gab daher ihren bisherigen Unterricht auf und bemühte sich ihrerseits um Schülerinnen, damit sie sich auch nun im Unterrichtgeben übe. Zwar wollte der Großvater: sie solle gleich eine Stelle außer dem Hause suchen, allein darauf ging sie entschieden nicht ein. „Wer soll für dich sorgen, Vater", entgegnete sie ihm, „wer dich pflegen? Soll ich das Fremden überlassen? Niemand kennt ja deine Gewohnheiten so gut wie ich, niemand weiß was du gern issest und wie du es bereitet haben willst. Ich sollte dich allein lassen? Fremde Hände sollten dir deinen Kaffee bringen, fremde Hände deinen Tisch decken? Und was wolltest du an den langen Abenden

machen, wenn du mich nicht hättest? Nein nein, ich suche mir jetzt Schülerinnen und du giebst deine Schüler auf. Es hat mir schon lange leid gethan daß du dich noch plagen mußt. Du bist zweiundsiebenzig Jahre alt und hast wol endlich verdient daß du Ruhe bekommst. Bisher hast du allein erworben, jetzt will ich anfangen."

Der Alte fügte sich und fügte sich gern, denn er wußte nur zu gut daß ohne das Mädchen sein Leben ein freudenleeres sein würde. Konradine suchte und fand Gelegenheit zum Unterrichtgeben und der Vater konnte sich darauf beschränken nur einige wenige Schüler beizubehalten, bei denen, weil sie talentvoll waren, der Unterricht ihm mehr Freude als Mühe machte.

Um dieselbe Zeit hatte Ehrenfried seinen Schulcursus vollendet und ging zur Universität über. Der alte Rector hatte ihm den Vorfall mit dem Rauchen nicht nachgetragen und er erhielt die erste Censur. Getreulich meldete er das seiner Pflegemutter durch den alten Hartkopf, und einige Tage später erhielt er ein Röllchen mit fünfzehn Friedrichsd'or und folgenden Brief.

„Mein lieber guter Sohn.

Du hast mir eine recht große Freude durch Deine Nachrichten gemacht. Daß Du die erste Censur bekommen hast beweist mir wie fleißig Du gewesen bist und wie tüchtig Du Dich zu dem schweren Amte eines Pfarrers vorbereitest. Auch mein Vetter Volkner hat mir alle Jahre einen Brief über Dich geschrieben und Dich immer gelobt. So, mein

lieber guter Sohn, bist Du die einzige Freude meines Lebens. Ich spreche das jetzt endlich einmal gegen Dich aus. Gefühlt wirst Du es schon haben, als Du noch bei mir im Hause warst, daß ich nicht glücklich bin. Vielleicht erfährst du auch später die Ursachen davon, obschon ich wünschte sie blieben Dir ewig verborgen. So kannst Du Dir auch denken daß Dein Gedeihen mich so sehr beglückt. Ich möchte Dir nun wieder eine Freude machen. Da Du mir schreibst daß es noch vier Wochen dauert bis die Vorlesungen auf der Universität beginnen, so könntest Du diese Zeit zu einer kleinen Reise benutzen und ich schicke Dir dazu zehn Friedrichsd'or. Dein Taschengeld will ich Dir von jetzt an auch verdoppeln. Ich habe wol den Gedanken gehabt daß Du hierher zu mir reisen möchtest, es würde mich sehr beglücken Dich einmal wieder zu sehen, ja ich mag es nicht verhehlen daß ich mich darnach sehne. Doch bei näherer Ueberlegung habe ich auf diese Freude verzichtet. Mein Mann ist mit den Jahren immer mürrischer geworden und würde dich unfreundlich empfangen, du würdest dich hier im Hause unbehaglich fühlen und das Wiedersehen wäre mir verbittert. Vielleicht findet sich einmal eine andere Gelegenheit das herbeizuführen. So reise du also wohin du willst. Der guten Konradine, die so schwesterlich für dich sorgt, wie du immer geschrieben hast, denn du hast sie in keinem deiner Briefe unerwähnt gelassen, hätte ich schon längst einmal ein Geschenk machen sollen dafür daß sie gewissermaßen meine Stelle bei dir vertritt und dich mit der weiblichen Sorgsamkeit umgiebt, die ein

Mann, geschweige denn ein Knabe so schwer entbehrt. Von den fünfzehn Friedrichsd'or, die ich dir schicke, nimm also fünf und kaufe ihr ein hübsches Armband dafür. Und nun, mein lieber Ehrenfried, befehle ich dich in die Obhut Gottes und verbleibe deine treue Mutter

Gertrud Schneidewin."

Ehrenfried war über diesen Brief erfreut. Zwar that es ihm leid daß er seine gute Pflegemutter, die so treulich für ihn sorgte, der er alles verdankte, nicht einmal wiedersehen sollte, allein der Brief mit seiner Beilage brachte ihm doch auf der andern Seite Angenehmes. Zunächst freute es ihn daß er für Konradine etwas kaufen sollte Er machte sich selbst Vorwürfe daß er das nicht schon früher von seinem eigenen, reichlichen Taschengelde gethan hatte, allein es war ihm niemals eingefallen. Nachdem er den Brief erhalten hatte, nahm er seine Mütze und lief eilig zu einem Juwelier, um sich Armbänder vorlegen zu lassen. Die Wahl wurde ihm schwer. Eines war immer hübscher als das andere, und er wollte das hübscheste haben. Endlich wählte er eins, das ihm besonders gefiel, dessen Preis aber die gesandten fünf Friedrichsd'or ziemlich überstieg. Das hinderte ihn indessen nicht, er legte aus seinen eigenen Mitteln zu und brachte das Armband voller Freude nach Hause. Hier legte er dasselbe auf den Teller Konradinens, die eben den Tisch gedeckt hatte und freute sich schon im voraus auf die großen Augen, die sie machen würde. Seine Erwartung wurde voll-

kommen erfüllt. Konradine sah erstaunt das Armband an, wußte erst nicht von wem es kam, und wollte es nicht nehmen, als sie dies erfuhr und als sie sich durch den Brief der Frau Schneidewin überzeugt hatte daß sie es mit gutem Gewissen behalten könne, sprang sie mit leuchtenden Augen auf, legte es um und gefiel sich unendlich in dem schönen Schmucke.

Was nun den andern Theil des Briefes betraf, die Ferienreise, so hatte Ehrenfried gleich daran gedacht seinen Freund Oswald mitzunehmen. Er wollte keine großen Städte besuchen, sondern zu Fuße einige der schönen Flußthäler durchwandern, an denen Deutschland so reich ist. Zu einer solchen Fußreise reichte aber die übersandte Summe auch für zwei vollkommen aus. Oswald, der mit Ehrenfried von der Schule abgegangen war, wobei er nur die zweite Censur erhalten hatte, ging freudig auf seinen Vorschlag ein. Ränzchen und tüchtige Reisestöcke wurden gekauft und schon am zweiten Tage wanderten die beiden jungen Leute zum Thore hinaus. Konradine hatte Ehrenfried scherzhaft gefragt ob er ihr wol auch einmal schreiben würde. Er hatte es versprochen und sie erhielt wirklich folgende Briefe von ihm.

1) Liebe Konradine.

Du fragtest mich halb im Scherze ob ich Dir schreiben würde, weil Du glaubtest ich werde es nicht thun. Ich dachte selbst ich würde nicht viel Zeit und Gelegenheit finden auf einer Fußwanderung Briefe zu schreiben. Aber es ist ganz anders gekommen, ich habe unendliche Lust Dir

zu schreiben, es drängt mich förmlich Dir alles mitzutheilen was wir sehen. Ach wie ist eine solche Wanderung herrlich! Wir brachen, wie Du weißt, noch vor Tage auf und hatten die Stadt schon eine halbe Stunde im Rücken, als die Sonne aufging und höher, immer höher stieg. Wie wunderbar ist ein solcher Morgen in der großen freien Natur! In der Stadt ahnen wir das gar nicht. Da ist die Aussicht überall begrenzt und wir denken wunder wie schön ein Morgen ist, wenn wir ihn im Garten genießen. Aber im Freien, im Freien ist der Morgen schön. Die Sonne wirft ihren goldigen Schein über die grünen Saaten, die Bäume bewegen sich leise im Morgenwinde, die Lerchen steigen jubelnd in die Höhe, nach und nach erwacht förmlich die ganze Natur und alles wird lebendig. Die Brust wird dem Menschen weiter, es ist eine ganz andere Luft, die man hier draußen athmet. Und wie mir so recht wohl zu Muthe wurde, sagte ich zu Oswald: warum kann Konradine nicht mit sein? Ich weiß ja wie gern Du im Freien bist, wie Du das Grün der Felder und Bäume liebst, und es war mir fast schmerzlich daß Du nicht mit uns bist. Da das aber nicht geht, so will ich Dir wenigstens schreiben. Wir sind am Morgen fünf Stunden gegangen und sitzen jetzt in einem kleinen Städtchen, wo wir Mittag machen und ein paar Stunden ruhen wollen. Als wir bei einem Papierladen vorbei gingen, kaufte ich mir Papier und Bleistifte, und schreibe Dir diese paar Zeilen in der Gaststube. Doch eben wird der Tisch gedeckt und ich muß aufhören.

Abends.

Hier sitzen wir, liebe Konradine und sind rechtschaffen müde. Viel wandern, glaube ich, muß auch geübt sein. Aber ehe wir essen und zur Ruhe gehen, muß ich Dir noch schreiben. Als wir heute Mittag aufbrachen, winkten uns aus der Ferne schon die Berge entgegen und nach einer Stunde mußten wir schon steigen.

Ich habe eigentlich noch nie einen Berg gesehen. Worin liegt nur der große Reiz, den diese für uns haben?

Nachdem wir zwei Mal bergauf und wieder bergunter gewandert waren, kamen wir in das Flußthal. Wie ist das herrlich! Warum kannst Du es nicht mit sehen! Der breite Bergfluß hat das hellste, klarste Wasser. Er ist nicht tief, und so fließt das Wasser immer über die Steine am Boden hin und kräuselt sich in kleinen Wellen, die ein leises Geräusch machen. Zu beiden Seiten des Flusses erheben sich nun die Berge. Sie sind nicht übermäßig hoch und mit den Schweizer Alpen wol nicht zu vergleichen, aber sie sind lieblich. Manche sind ganz mit Bäumen bewachsen. Andere sind halb angebaut und die grüne Saat zieht sich den Abhang hinan. Noch andere sind ganz steil und felsig und diese sehen wild aus. Morgen wandern wir das Flußthal hinauf und da wird die Schönheit erst beginnen. Ehe wir aber gehen gebe ich den Brief zur Post. Mir ist es als könnte ich es gar nicht erwarten bis Du ihn hast. Auch ist mir noch anders seltsam zu Muthe. Seit Jahren bin ich keinen Abend zur Ruhe gegangen, ohne daß Du mir gute Nacht gesagt

hättest. Und heute bin ich wenigstens zwölf Stunden von Dir entfernt. Trotz dem daß die Reise so schön ist, ist mir doch ganz wehmüthig zu Muthe. Da ich Dir nicht anders gute Nacht sagen kann, will ich es wenigstens schriftlich thun. Gute Nacht, liebe Konradine. Schlafe wohl.

Dein treuer Bruder Ehrenfried.

2) Liebe Konradine!

Ach warum bist Du nicht mit uns! Es ist mir immer als wäre es unrecht von mir daß ich allein so viel Schönes sehe und Du sitzest daheim in der engen dumpfen Stadt und bist allein. Ein prachtvoller Morgen war es, als wir heute früh auswanderten. Aus dem Flusse stiegen leichte Nebel auf, mit denen der leise Wind spielte. Der Fußpfad, den wir wanderten, zog sich immer am Flusse hin, bald so dicht am Wasser, daß wir mit einem Satze hineinspringen konnten, bald trat ein Felsen bis an das Ufer vor, daß der Pfad sich aufwärts zog und über ihn weg führte. Dann kam ein Wehr, das das Wasser aufstaute und prächtig rauschte, und gegenüber lag die Mühle, deren Räder das Wasser trieb, halb zwischen Bäumen versteckt, die Seitengebäude an den Felsen gelehnt. Wenn man die Mühle so liegen sah, glaubte man da müsse der Frieden und das Glück wohnen, so still und ungestört lag sie da. Manchmal machte der Fluß eine Biegung und mit einem Male eröffnete sich eine ganz neue Aussicht. Die Berge fangen auch schon an höher zu werden, und dunkles Nadelholz mischt sich mit Buchen und Ei-

chen. Auch Schlösser haben wir gesehen. Einmal ein altes, verfallnes, von dem nur noch ein paar Thürme stehen, und dann ein wohl erhaltenes, noch bewohntes, das in seiner alterthümlichen Bauart ganz seltsam und fremdartig aussah. Ein paar Mal ging der Weg von einem Ufer auf das andere über, und wir mußten übersetzen. Dann gewann man vom andern Ufer wieder eine ganz neue Ansicht. Zuweilen ist das Thal lieblich, man sieht Felder, Gärten, einzelne Häuser, die Berge treten zurück und das Thal ist breit, dann aber wird das Thal wieder enge, die Berge treten dicht an's Ufer heran, und der Fluß strömt rasch, mit lautem Rauschen dahin. Wir haben manchmal laut aufgejauchzt, manchmal haben wir uns in das Gras gelagert und uns an der herrlichen Aussicht ergötzt. Oft klangen mir die Melodien unserer großen Meister in den Ohren, sie kamen mir von selbst in das Gedächtniß, und manches meinte ich eben erst jetzt zu verstehen, wo die herrliche Natur so vor mir lag. Und dabei ist das Gehen so angenehm. Man wandelt eben mit seinen eignen Kräften, nicht von Pferden gezogen, das giebt eine eigene Zuversicht. Und wenn man einen schönen Punct erklimmt hat, so hat man sich die Aussicht durch seine Mühe erworben, man genießt sie gewissermaßen als Frucht, als Belohnung seiner Anstrengung. Und auch die Müdigkeit hat ihren Reiz. Wie wohl thut die Ruhe, wenn man irgend ein Ziel erreicht, wie schmeckt das Essen bei einem so gesunden Hunger, den das Gehen hervorruft. Du könntest immer mit sein, denn wir

dürften ja nur ein paar Stunden weniger des Tags machen, das käme ja auf eins heraus.

Am andern Tage.

Gestern Abend, als wir noch eine Stunde von dem Städtchen entfernt waren, wo wir übernachten wollten, wurden wir von einem tüchtigen Regen überfallen. Weit und breit zeigte sich kein Obdach, wir stellten uns unter Bäume, allein der Regen kam auch hier durch und so war es das Gescheidteste was wir thun konnten, daß wir ruhig weiter gingen und uns durchregnen ließen. Das ist auch tüchtig geschehen. Anfangs war es unangenehm, als wir aber erst durch und durch naß waren hörte das kalte Gefühl auf, wir fingen an zu lachen und gelangten in der heitersten Stimmung in unsere Nachtherberge. Ich will Dir keine Beschreibung davon machen wie wir es anfingen unsere Kleidungsstücke zu trocknen, aber hättest Du es sehen können, Du würdest viel gelacht haben. Obschon ich nun viel an Dich dachte und auch mit Oswald von Dir sprach, kam ich doch nicht dazu Dir zu schreiben. So hole ich es heute Morgen nach, und schicke Dir diese Zeilen indem ich Dich herzlich grüße als Dein treuer Bruder

Ehrenfried.

N. S. Daß in meinen Grüßen an Dich immer einer an den Großvater mit gerichtet ist, versteht sich wol von selbst. Auch trägt mir Oswald immer auf Dich seinerseits zu grüßen, was ich hiermit nachträglich gethan haben will.

3) Liebe Konradine!

Mehrere Tage habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich weder Mittags noch Abends ungestört sein konnte. Allein ich habe mir immer kleine Bemerkungen in mein Taschenbuch gemacht, und werde Dir alles erzählen, was wir Hübsches und Merkwürdiges gesehen haben. Ich freue mich schon im voraus darauf Dir alles mitzutheilen. Heute wollen wir den Nachmittag hier in Gerstenhausen bleiben, um einen halben Ruhetag zu machen, und da kann ich mich schon ein Stündchen hinsetzen, um Dir von uns Nachricht zu geben. Wir hatten heute Morgen ein kleines Abenteuer. Indem wir an einem Wäldchen hingingen, das uns rechter Hand blieb, hörten wir plötzlich einen lauten Hülferuf. Wir sprangen eilig durch das Wäldchen, aus welchem der Ruf ertönte, kamen auf eine Lichtung und sahen wie vier Menschen in Bauernkleidung einen fünften zwischen sich hatten, den sie gehörig zerprügelten. Wir sprangen zu und riefen drohend: sie möchten den Gemißhandelten gehen lassen. Die Bauerburschen ließen wirklich von ihm ab, obschon wir nur zwei gegen ihrer vier waren, allein sie mochten sich im Unrecht fühlen und dann hat der Mensch niemals Muth. Sie verloren sich schimpfend im Walde, und ein langer Kerl mit einer rothen Zipfelmütze rief noch zurück: „es ist Dir nicht geschenkt, Hallunke, wir schlagen Dich doch noch todt", worauf er hinter den Bäumen verschwand. Als wir nun dem Geprügelten näher traten, erkannten wir — — Freund Bertling. Du besinnst Dich doch wol auf den Bur-

schen, der mich dereinst bei dem Rector fälschlich angab, als hätte ich Schwefel auf den Ofen gelegt, und mir dadurch eine Stunde Carcer zuzog. Er war bald nachher von der Schule abgegangen um Oekonom zu werden. Er erkannte uns ebenfalls. Wir fragten ihn ob er verletzt sei, was er verneinte, obschon die Spuren der erhaltenen Hiebe hier und da sichtbar waren. Wir fragten ferner wie er zu dem Streite gekommen wäre, und er berichtete: die Bauerburschen wären Tagelöhner, die oft auf dem Gute arbeiteten, wo er Verwalter sei und gegen die er manchmal ihrer Faulheit halber habe streng sein müssen. Um sich zu rächen hätten sie ihn überfallen. Wir boten ihm unsere Begleitung an, damit er Schutz hätte, falls ihn die Bauern noch einmal überfallen sollten. Er nahm das dankbar an und so brachen wir auf. Unterwegs sprachen wir dieß und das, er erzählte uns von dem Leben auf dem Lande, bis endlich Oswald sagte: „jetzt gib einmal Bescheid, warum hast du Braunsdorf damals beschuldigt Schwefel auf den Ofen gelegt zu haben, da er doch unschuldig war.“ Ich hatte schon lange gemerkt daß er etwas scheu gegen mich war, und da er auch jetzt sich verlegen fühlte und mit der Sprache nicht heraus wollte, sagte ich lachend: „jetzt kannst du es sagen, die Sache ist ja vorbei und abgemacht.“ Da stotterte er: der Rector habe ihn rufen lassen und ihn gefragt ob er den Schuldigen nicht wisse. „Der Rector hat dich rufen lassen“ riefen wir beide verwundert wie aus einem Munde „wie kam er denn dazu?“ Bertling wurde immer verle-

gener und stotterte wieder: „ich hatte schon früher einmal einen angezeigt, der etwas gethan hatte, und so fiel der Rector auf mich. Er sagte mir: ich müsse den Schuldigen kennen und solle ihn ohne Umstände entdecken. Das verblüffte mich und in der Angst nannte ich den ersten besten Namen, der mir einfiel. Leider war es der deinige, guter Braunsdorf, und ich habe es eigentlich nicht um dich verdient daß du mir jetzt zu Hülfe gekommen bist.“ Damit waren wir bei seiner Wohnung angekommen, er lud uns ein einzutreten, wir lehnten es aber ab, da wir zur rechten Zeit nach Grashausen wollten. Als wir eine Strecke aus dem Dorfe hinaus waren, sahen wir die vier Bauerburschen am Wege stehen, die Bertling geprügelt hatten. Der lange Schlingel mit der rothen Mütze war nicht zu verkennen, sie mußten es sein. Wir blieben stehen und fragten sie warum sie eigentlich den Verwalter überfallen hätten. Sie sahen uns feindselig an und einer sagte: das ginge uns nichts an. Da wir jedoch lachten und sie wol merkten, daß wir nichts Böses gegen sie im Schilde führten, rief einer: „ich will es euch wol sagen warum wir den Lump geprügelt haben. Er ist ein Anträger. Bleibt einer einmal über die Zeit im Wirthshause, nimmt sich einmal einer einen Apfel von einem Baume, trinkt einer einmal ein Glas Bier während der Kirche, alles schnüffelt er aus und zeigt es an, und dann werden wir gestraft. Im ganzen Dorfe ist er deßhalb verhaßt, und wir hatten ihm schon lange eine Tracht Prügel zugeschworen, die er auch tüchtig bekommen hätte, wenn

ihr nicht dazu kamt. Aber die Hälfte hat er wenigstens gekriegt und die andere ist ihm nicht geschenkt.“ „Wenn er euch nun wieder wegen der Prügel anzeigt“, sagte ich? „Er wird sich hüten“, sagte der Bursche, „er ist im Grunde feig und weiß daß, wenn er uns anzeigt, er noch mehr zu erwarten hat.“ Als wir hierauf weiter gingen, sagte Oswald: „dann ist der Lump auf der Schule immer der Spion gewesen, sonst hätte der Rector gar nicht darauf kommen können ihn rufen zu lassen.“ Und so wird es auch gewesen sein. Du wirst mir vielleicht Vorwürfe machen, liebe Konradine; allein ich gestehe Dir, wenn ich an die bittern Thränen denke, die ich damals wegen des Carcers geweint, daß ich ihm die Prügel vom Herzen gegönnt habe. —

Ich muß aber aufhören, Oswald drängt mich ob ich noch nicht fertig sei, wir wollen noch ein altes Schloß besuchen, das eine halbe Stunde von hier liegt. Lebe wohl Konradine. Grüße den Großvater.

Dein treuer Bruder
Ehrenfried.

4) Liebe Konradine.

Schon wieder habe ich Dir seit acht Tagen nicht geschrieben, man kommt aber auf der Reise nicht immer dazu. Heute aber haben wir einen starken Regen, der uns hindert weiter zu gehen und so will ich denn die unfreiwillige Muße dazu benutzen Dir eine Mittheilung zukommen zu lassen. Zuerst schicke ich Dir und dem Großvater die schönsten Grüße. Wenn Dir jedesmal die

Ohren geklungen haben, wo wir von Dir gesprochen, muß es Dir ganz wirr im Kopfe gewesen sein. Oft genug habe ich ausgerufen: „ach wenn doch Konradine das sehen könnte!“ Und was haben wir alles gesehen! Eisenhütten, Glashütten, Hochöfen, in ein Bergwerk sind wir eingefahren, zwei hohe Berge haben wir bestiegen, von denen man eine vollkommene Rundsicht hat. Wir sind schon ziemlich hoch im Gebirge und ist hier schon von 2000 Fuß Höhe und mehr die Rede. Ueber alles das mündlich. Aber ein kleines Abenteuer muß ich Dir erzählen, das wir gestern hatten. Wir blieben über Mittag in Klarhausen, einem kleinen Städtchen, wo gerade Jahrmarkt war. Wir hatten uns in ein Fenster des Wirthshauses gelegt und schauten dem bunten Treiben auf dem Markte zu. Plötzlich hören wir ein Geschrei und gleich darauf den Galopp von Pferden. Durch die Gasse und über den Markt sprengten drei modisch gekleidete junge Leute ohne Rücksicht auf das Gedränge des Marktes zu nehmen. Alles sprang bei Seite und einzelne Menschen hatten Mühe den Pferden aus dem Wege zu kommen. Wirklich hatten die Herren einige kleine Kramläden umgeworfen, namentlich zwei Läden mit Porzellanwaaren, weshalb denn die Verkäuferinnen großes Geschrei erhoben. Die Herren hielten vor dem Gasthofe und Oswald rief im gerechten Zorne: „welche Flegelei.“ „Was spricht da“, rief der eine der Reiter, indem er mit der Lorgnette nach uns herauf sah. Die Stimme weckte eine alte Erinnerung in mir und richtig, da ich näher hinsah, war es Kersting, von dem

ich Dir erzählt habe, der in meiner frühern Schule einmal Gericht über mich halten wollte. Ehe nun Oswald antworten konnte, waren die Reiter von schreienden und drohenden Menschen umringt und auch der Gerichtsdiener des Städtchens drängte sich hinzu. Da rief Kersting mit dem widerlichsten Hochmuth: „Stille, schreit nicht so. Ich werde den Bettel bezahlen, den wir zerbrochen haben und damit ist es gut. Macht eure Rechnung.“ Die Aussicht bezahlt zu werden stillte den Zorn der Menge ziemlich, obschon einige handfeste Burschen nicht übel Lust zu haben schienen, den Reitern doch noch zu Leibe zu gehen. Das freche Betragen der Herren jedoch verblüffte sie. Jene stiegen ab und unter Vermittlung des Gerichtsdieners bezahlten sie den angerichteten Schaden. Darauf traten sie in das Gastzimmer, wo wir uns befanden und ließen Champagner bringen. Wie ich später erfuhr war Kersting zum Besuche bei einem benachbarten Rittergutsbesitzer und hatte mit dessen Söhnen den Ritt nach dem Städtchen unternommen, um sich auf dem Jahrmarkte einen Spaß zu machen. Als die Reiter ihre Flaschen geöffnet hatten, trat plötzlich Kersting auf uns zu und sagte: „sprach nicht hier vorhin etwas? Ah sieh da, das Gesicht sollte ich kennen, ist das nicht der kleine Braunsdorf? Haben wir es wirklich bis zum Studenten gebracht?“ Es lag in der ganzen Art Kerstings etwas so Beleidigendes, daß mir das Blut kochte, doch zwang ich mich gewaltsam ruhig zu bleiben. Oswald jedoch wußte sich nicht zu beherrschen und rief: „auf solche Reden gehören Ohrfeigen.“ Ich

hielt ihn jedoch rasch zurück und sagte so kalt es mir möglich war: „besudle deine reinen Hände nicht.“ „Was soll das heißen,“ schrie Kersting, während seine Genossen näher traten. „So viel“, erwiederte ich, „daß die bloße Hand zu gut ist für Flegel, denen der Stock gebührt.“ Damit hatten wir unsere derben Stöcke ergriffen und warteten ruhig ob sie uns angreifen würden. Die Lust mit uns anzubinden mochte ihnen jedoch vergehen, und Kersting suchte sich dadurch aus dem Handel zu ziehen daß er die Achseln zuckte und sich verächtlich abwandte. Da stach mich der Kitzel, daß ich gleichfalls Champagner bringen ließ, und wir setzten uns damit an die andere Seite des Tisches. Es war vielleicht eine Thorheit, aber ich mochte diesem Uebermuth des Reichthums gegenüber nicht als armer Schlucker erscheinen, und die zwei Thaler für den Champagner werden wol eine verzeihliche Verschwendung sein. Wenn Du mich übrigens auszankst, will ich es mir gefallen lassen. Die drei jungen Herren nun, während sie tranken und schwatzten, gaben sich alle Mühe den Schein hervorzurufen als wenn sie uns gar nicht beachteten und allein im Zimmer wären. Wir machten es genau ebenso. Endlich rief Kersting den Wirth, warf ein paar Geldstücke auf den Tisch und verlangte dafür Scheidemünze. Diese ward gebracht und die jungen Herren machten sich nun den Spaß die Geldstücke einzeln zum Fenster hinaus zu werfen. Natürlich war bald die ganze Jugend des Städtchens vor dem Wirthshause versammelt, die sich um die Groschen und Dreier herumbalgte, wobei denn ein ent-

setzlicher Lärm entstand. Wir konnten nur hören und uns den Auftritt unten denken, denn an's Fenster zu treten erschien uns unpassend. Daß wir nicht Miene machten aufzubrechen mochte ihnen endlich ihren Besuch des Jahrmarktes verleiden, sie ritten bald davon. So hatten wir das Schlachtfeld behauptet. Du wirst vielleicht denken daß alles das recht kindisch von uns war. Indessen hatten sie sich an uns zu reiben gesucht, und wären wir früher fortgegangen, so hätte es den Anschein gehabt als hätten wir das Feld geräumt.

Aus dem ganzen Vorfall habe ich aber eine gute Lehre gezogen. Es ist gefährlich reich geboren zu sein und das von Kind auf zu wissen. Dieser Kersting ist der Sohn eines sehr reichen Mannes, er ist von Jugend an verhätschelt worden und so haben sich die schlimmsten Eigenschaften bei ihm entwickelt, Dünkel und Hochmuth, Verachtung anderer und Herzlosigkeit. Er kennt schon jetzt keine anderen Freuden als die er mit Gelde erkauft. Wie bald wird sich bei ihm Uebersättigung einstellen, wie wird er dann nach immer neuen Reizmitteln suchen und das wahre Glück doch nicht finden. Mir bangt für seine Zukunft und wenn ich das so bedenke, fühle ich mehr Mitleid für ihn als Groll wegen seines ungezogenen Benehmens gegen mich.

Ich sehe aber eben daß mein Brief sehr lang geworden ist, und schließe ihn daher, wie immer mit den schönsten Grüßen, als Dein treuer Bruder Ehrenfried.

13.

Als Ehrenfried mit Oswald von der Fußreise zurückgekehrt war, begannen die Vorlesungen und er warf sich mit gewohntem Eifer auf seine Studien. Oswald wollte Arzt werden und fing auch an zu studiren, obschon er nicht so fleißig war wie Ehrenfried, was er damit zu entschuldigen suchte, daß er behauptete: Fleiß sei weit weniger eine Tugend, als eine angeborene Eigenschaft. Auch liebte er das „fidele" Studentenleben mehr als Ehrenfried und ging häufiger in die „Kneipe." So kam es daß er Volkners Haus weniger als früher besuchte, ohne daß jedoch seine Freundschaft für Ehrenfried sich verminderte. Dieser glaubte immer: ihm als Theologen zieme eine gewisse ehrbare Zurückhaltung. Doch wußte er diese mit so freundlichem Benehmen zu verbinden, daß er von den andern Studenten nicht deßhalb verspottet wurde, wie es sonst wol geschieht. Er kam auch dann und wann auf eine Kneipe und auch den Fechtboden besuchte er, da er Freude daran hatte den Schläger führen zu lernen. Im Hause Volkners bestand das alte freundliche Verhältniß ungestört fort. Konradine erwarb durch ihren Unterricht hinreichend, daß im Hause, wenn auch kein Ueberfluß, doch Behaglichkeit herrschte. Auf ihren Tisch brachte sie nahrhafte und wohlschmeckende Gerichte, auch eine kleine Leckerei erlaubte sie sich zuweilen aufzusetzen, und ein Gläschen Wein fehlte dem Großvater nie. Sie selbst, so wie Ehrenfried tranken selten Wein. Zwischen

beiden bestand das vertrauliche Verhältniß von Geschwistern. Sie lasen beide auch die Werke der Dichter und besprachen sich darüber. Auch Musik trieben sie gemeinschaftlich, wie denn Ehrenfried seine Studien bei dem Großvater gleichfalls eifrig fortsetzte. Früher war er mit Konradinen zuweilen spazieren gegangen. Das fing diese jetzt an zu vermeiden. Wenn er sie zu einem Spaziergang aufforderte, hatte sie bald diesen, bald jenen Vorwand es abzulehnen. Ehrenfried war so arglos ihr immer zu glauben und es gar nicht zu merken daß sie sich absichtlich nicht mit ihm vor den Leuten zeigte. So verflossen Monate auf Monate.

Eines Tages ging Ehrenfried an dem Polizei-Gefängnisse vorbei, als er plötzlich sich bei seinem Vornamen rufen hörte. Er blickte sich um, konnte aber niemandes gewahr werden. Ein zweites Mal ertönte sein Name, dieses Mal glaubte er den Ton von oben gehört zu haben. Er schaute hinauf und bemerkte auch einen Kopf, der sich aber eben zurückzog, worauf er das Schließen eines Fensters hörte. Er sann vergeblich nach wer ihn wol gerufen haben könnte, da er indessen trotz seines Umherspähens an den Fenstern des Gefängnisses niemanden gewahrte, ging er weiter. An der Ecke der Straße angekommen hörte er eilige Schritte hinter sich und bemerkte einen Polizeidiener, der ihm nachkam und ihn um Angabe seiner Wohnung und seines Namens bat. Obschon das ungewöhnlich war, so hatte er doch keinen Grund die erbetene Auskunft zu verweigern. Am Nachmittage erschien wieder

ein Polizeidiener in seiner Wohnung und forderte ihn auf auf dem Polizeiamte zu erscheinen, um ein Zeugniß abzugeben. Obschon die Studenten ihre eigene Gerichtsbarkeit hatten und von der Polizei unabhängig waren, fand Ehrenfried doch kein Bedenken der Aufforderung zu genügen und begab sich eine halbe Stunde später auf das Polizeiamt. Als er seinen Namen nannte, wurde er in eins der Zimmer zu einem Actuar gewiesen. Dieser eröffnete ihm daß gestern ein junger Bursche eingebracht worden sei, der sich ohne alle Geldmittel befinde und sich mit nichts ausweisen könne. Derselbe habe ihn heute vorbeigehen sehen und angerufen. Der Aufseher habe den Burschen vom Fenster zurückgezogen, dieser behaupte nun von ihm, von Ehrenfried gekannt zu sein und berufe sich auf sein Zeugniß. Er werde gleich vorgeführt werden. Ehrenfried sann vergebens nach wer das sein könne und vermuthete ein Mißverständniß. Bald darauf ward der Gefangene gebracht. Er war ein lang aufgeschossner, großer Bursche von etwa zweiundzwanzig Jahren, in abgetragener Kleidung, dessen Blick etwas Scheues hatte, den aber Ehrenfried nicht erkannte.

„Kennen Sie diesen Menschen“ fragte der Beamte.

„Ich kann mich nicht entsinnen“, erwiederte Ehrenfried.

„Nun Bursche“, wandte sich der Beamte an den Gefangnen, „was soll das Lügen?“

„Es ist freilich lange her“, antwortete der Gefangene, „seit der Herr mich nicht gesehen hat, und in den Jahren haben wir uns beide wol sehr verändert. Wenn der Herr

sich aber auf einen Vorfall aus der Zeit besinnen wollte, wo er noch in die Schule ging, bei welchem seine Mitschüler über ihn Gericht halten wollten —"

„Kunz, Kunz", fiel hier Ehrenfried ein, „jetzt erkenne ich dich. Wir haben uns wol seit zehn Jahren nicht gesehen und wir waren damals beide noch Knaben, da ist es erklärlich daß ich dich nicht wieder erkannte. Wo kommst du her? Was willst du hier? Was macht meine gute Pflegemutter?"

Ehe der Gefangene antworten konnte, sagte der Beamte: „dieses allmälige Erkennen von Ihrer Seite, Herr Braunsdorf, trägt so sehr den Stempel der Wahrheit, daß ich wol sehe der Bursche hat nicht gelogen. Können Sie für seine Ehrlichkeit Zeugniß ablegen?"

„Gewiß", betheuerte Ehrenfried, „gewiß."

„Aber der Bursche ist ohne alle Mittel", fuhr der Beamte fort, „wie soll er in seine Heimath zurückgelangen nach Eichenwalde, wie er angegeben hat."

„Er ist aus Eichenwalde, ist Kellner bei meiner Pflegemutter, das ist alles richtig", rief Ehrenfried, „und mit Geld werde ich ihn versehen, daß er heimreisen kann."

„Wenn das ist", entschied der Beamte, „und da gegen den jungen Menschen nichts vorliegt als Mangel an Ausweis, so ist kein Grund vorhanden ihn zurückzuhalten. Er ist frei."

Ehrenfried verließ mit Kunz das Polizeiamt, dieser ließ sich ein kleines Bündel ausliefern, das er noch im Gefängnisse hatte und beide begaben sich nach Ehrenfrieds

Wohnung. Konradine besorgte auf des letztern Bitte einen Imbiß und der Student wiederholte nun seine Fragen an Kunz.

„Da kann ich Ihnen nicht viel melden", sagte dieser, Ehrenfried aber fiel ihm in's Wort und sagte: „warum nennst du mich Sie? Wir waren als Knaben Kameraden, und das hört nicht auf weil ich Student bin und du Kellner bist."

Kunz zwinkerte mit den Augen als wolle er eine Fratze schneiden, in der That aber um eine Thräne zu verbergen, die er nicht sehen lassen mochte. Er ergriff Ehrenfrieds Hand und sagte: „ja, es ist wahr, du bist der alte gute Ehrenfried geblieben. Nimm es nicht übel wenn ich etwas weich werde, aber ich höre von den Menschen in Jahren oft kein freundliches Wort. Als du vorhin auf der Polizei mich doch gleich erkanntest und so eifrig für mich sprachst, wurde mir es so wunderbar hier drinnen, und nun nimmst du mich zu dir, bist herzlich wie sonst, willst mir helfen, willst ich soll dich du nennen, siehst du, Ehrenfried, ich habe lange nicht geweint, aber jetzt kommt's, ich kann mir nicht helfen. Nimm es mir nicht übel." Damit wandte er sich zum Fenster und suchte seine hervorbrechenden Thränen zu bekämpfen.

Ehrenfried ließ ihn ein Weilchen gewähren, dann nöthigte er ihn zum Essen und Trinken und verlangte Auskunft über seine zweite Heimath, wie er sich ausdrückte.

„Da ist nicht viel zu sagen", berichtete Kunz, „es ist ganz das alte Leben. Du weißt ja, sonderlich lustig geht

es bei uns nicht zu. Der Herr ist mürrisch wie immer, und giebt sich täglich mehr an's Trinken und Spielen, wie du wol weißt. Doch nein, du weißt es nicht, denn du hast ihn ja nur Mittags gesehen, Abends durftest du ja nie herunter. Na nun habe ich dir's gesagt. Die Frau ist still für sich hin, hält das Haus in Ordnung, wie immer und dabei ist sie ernst. Sie lacht niemals. Ja wenn sie dich einmal sehen könnte, da würde sie lachen, vielleicht auch weinen vor Freude. Ei was bist du für ein prächtiger Mensch geworden. Dein schönes blondes Haar und die hübschen blauen Augen — du siehst so gut aus wie früher, aber viel kräftiger, männlicher. Ach wenn sie dich sehen könnte."

„Warum kann sie es nicht", fragte Ehrenfried, „warum erlaubt sie mir nicht einmal nach Hause zu kommen?"

„Sie hat Recht", antwortete Kunz mit Kopfschütteln, „es geht nicht daß du nach Hause kommst. Der Alte würde dich scheel ansehen und dann — sprechen wir nicht weiter davon, aber es geht nicht daß du nach Hause kommst."

„Was aber führt dich hierher", fragte Ehrenfried.

Kunz wurde etwas verlegen und als Ehrenfried seine Frage wiederholte, sagte er: „du weißt ja daß ich immer Packete zu tragen hatte, so war es auch jetzt. Nur wär es dieses Mal sehr weit, wo ich hin mußte. Ich bin abwechselnd gefahren und gegangen, und als ich meinen Auftrag ausgeführt hatte, geschah mir das Unglück daß ich die paar Thaler verlor, mit denen ich zurückreisen sollte. Da

ich nun kein Nachtlager bezahlen konnte, kroch ich in einen Heuhaufen. Da fanden sie mich und sperrten mich als Landstreicher ein. Wenn du nicht für mich gezeugt hättest, wäre ich auf dem Schub nach Hause gebracht worden."

„Wie aber erkanntest du mich gleich", sagte Ehrenfried, ich habe mich in den zehn Jahren doch auch sehr verändert?"

Kunz lachte und erwiederte: „du schlenkerst immer noch so eigenthümlich mit dem linken Arme, wie du schon als Knabe thatest. Daran erkannte ich dich gleich — und als du in die Höhe schautest und ich dir in deine schönen blauen Augen sehen konnte, war ich meiner Sache gewiß. Ich weiß nicht, deine Augen haben mir immer gefallen, gleich das erste Mal wie du als ganz kleiner Junge zu uns kamst, guckte ich dir gern hinein, und als wir nachher zusammen kamen, habe ich dich immer lieb gehabt, ich hätte dir alles zu Gefallen gethan. Aber leider war es nichts als daß ich mich für dich prügeln ließ."

„Du hast dich für mich prügeln lassen", rief Ehrenfried erschrocken.

„Nun damals, weißt du", sagte Kunz, „wie es heraus-kam daß du heimlich mit mir verkehrtest — der Alte hat mich da fürchterlich zerdroschen."

„Kunz, armer Kunz", rief Ehrenfried gerührt aus, „so hast du für mich leiden müssen."

Kunz lachte und erwiederte: „dabei ist weiter nichts, die Prügel sind längst verschmerzt, wie viele andere, denn ich habe in meinem Leben mehr Schläge als gute Worte be-

kommen. Und die Prügel um deinetwillen freuen mich eigentlich heute noch. Denn das muß ich dir sagen, Ehrenfried, die Zeit, wo wir heimlich miteinander verkehrten, ist doch die schönste, auf die ich mich besinnen kann. Du hast mir damals so vieles Gute gesagt, und es that mir so wohl daß ich einen Menschen hatte, der mit mir freundlich war, daß ich — daß ich — ja wie soll ich sagen? Viel werde ich nicht taugen, aber das Bißchen was ich tauge schreibt sich doch von der Zeit her, wo du mir Freund warst."

Die beiden Jugendgefährten plauderten noch lange miteinander. Kunz blieb über Nacht bei Ehrenfried und am andern Tage begleitete ihn dieser eine Stunde Weges und schied von ihm, nachdem er ihm hinlänglich Reisegeld und einen Brief an Frau Schneidewin mitgegeben hatte.

14.

Bald nach diesem Vorgange fing der alte Volkner an zu kränkeln. Da er niemals im Leben krank gewesen war, so erregte das lebhafte Besorgnisse bei den Kindern. Ein Arzt ward gerufen, der Ruhe und sehr nahrhafte Kost verordnete, allein die Kräfte des alten Mannes nahmen trotzdem immer mehr ab. Als einst der Arzt nach einem Besuche sich entfernte, folgten ihm Konradine und Ehrenfried in den Garten und baten ihn offen zu sagen was dem Großvater fehle, und ob sie Schlimmes zu

fürchten hätten. „Der alte Herr", erwiederte der Arzt, „leidet an einer Krankheit, für welche die Wissenschaft keine Abhülfe kennt, das ist das Alter. Machen Sie sich darauf gefaßt daß das Leben in ihm nach und nach erlischt. Es ist besser ich sage Ihnen unumwunden die Wahrheit, als das ich trügerische Hoffnungen in Ihnen nähre, die doch nicht in Erfüllung gehen können." Damit empfahl sich der Arzt. Konradine brach in Thränen aus, Ehrenfried suchte sie zu trösten, beide gingen nach dem Hause zurück. Volkner stand am Fenster und winkte ihnen in die Stube zu kommen. Als sie eintraten, sagte er lächelnd: „ich habe es wol gesehen daß ihr den Arzt gesprochen habt, ich sehe auch an deinen Thränen was er euch gesagt hat. Er hat euch verkündet, was ich längst schon fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Nun liebes Kind, darum weine nicht. Es ist das allgemeine Loos der Menschen daß sie sterben müssen. Und das ist auch eine sehr weise Einrichtung, denn wie wir einmal sind, könnten wir ein ewiges, ja schon ein übermäßig langes Leben gar nicht ertragen." Bei diesen Worten setzte er sich in seinen Lehnstuhl, Konradine kniete bei ihm nieder und barg ihre thränenden Augen in seinem Schooße. Er aber sprach weiter: „ich sterbe ruhig und mit heiterem Sinne. Der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint, er hat mich ein Alter erreichen lassen, wie es wenig Menschen beschieden ist. Mein Leben war ein reich bewegtes. Ich habe viele Kämpfe durchmachen müssen, aber ich habe auch viele Freude gehabt, und namentlich hat mir die heilige Kunst Stun-

den bereitet, wie sie tausend anderen versagt sind, und wie sie der reichste Mann nicht mit schwerem Gelde erkaufen kann. Und wie gütig hat der Schöpfer sich gegen mich in meinen alten Tagen bewiesen. Er hat mir die große Freude gewährt dich, liebe Konradine, zu einem braven und guten Mädchen heran blühen zu sehen, ja noch mehr, Ehrenfried, er hat mir in dir noch einen Sohn zugeführt. Das bist du ja geworden in meinem Hause, ich habe dich als solchen betrachtet und behandelt. Und so sind die letzten Jahre meines Lebens dahin geschwunden, indem mich die Liebe zweier guten Kinder umgab, die mich zärtlich gepflegt, mich erfreut und erheitert haben. Wahrlich das ist ein Glück, was nicht allen Menschen zu Theil wird und so hebe ich meinen Blick ruhig gen Himmel und scheide mit dankerfülltem Herzen."

„Sprich nicht so viel", bat Konradine, „es strengt dich zu sehr an."

„Laßt mich nur", erwiederte der Greis, „ich spreche ein Mal über meinen Tod und dann nicht wieder. Ich scheide auch ohne Sorgen aus dem Leben. Du, Konradine, besitzest eine reiche Bildung, die dir es möglich machen wird eine ehrenvolle Stellung im Leben zu erringen und zu behaupten, magst du als Lehrerin wirken oder dereinst einem Manne als Gattin angehören. Du, Ehrenfried, bist ein sittlich guter Mensch geworden, und so weit ich es beurtheilen kann, werden die Kenntnisse, die dir dein Fleiß erworben hat, dir einst eine ehrenvolle Laufbahn in dem Berufe eröffnen, den du gewählt hast.

Kann euch mein Segen auf eurem Lebenswege etwas nützen, ich gebe ihn euch von ganzem Herzen."

Ehrenfried kniete unwillkürlich neben Konradine nieder und nahm die Hand des Greises. Dieser fuhr fort: „der Segen des Vaters ist der wärmste Wunsch für das Wohlergehen seiner Kinder und ein lautes Gebet an den himmlischen Vater daß er diesen Wunsch in Erfüllung gehen lasse. Bleibt wie ihr seid, denn ihr seid gut. Und bleibt auch unter einander wie ihr seid, gute Geschwister. Du, Ehrenfried, bist bald ein Mann, und braucht deine Schwester einmal die Hülfe eines Mannes, du wirst sie ihr nicht versagen."

„Amen" antwortete Ehrenfried unwillkürlich mit kräftigem Tone, Konradine schluchzte leise.

„So", sprach der Alte weiter, „das war der Abschied. Mag es nun noch Monate, Wochen oder Tage mit mir dauern, ich bin zu jeder Stunde gerüstet, denn ich habe Abschied genommen. Und jetzt genug. Weine nicht Konradine, wir wollen die letzte Zeit noch heiter mit einander verleben. Steht auf, nehmt euch zusammen und bekämpft eure Wehmuth. Auf, Ehrenfried, spiele mir eine Sonate von Beethoven, sie wird mich erquicken."

Ehrenfried erfüllte sein Verlangen, Konradine ging in ihre Stube und weinte sich aus.

Ein paar Tage später ließ Volkner einen Advocaten rufen, der ein alter Freund von ihm war. Mit diesem blieb er über eine Stunde allein. Am Abend, als die Kinder bei ihm waren, sagte er scherzend: „ich habe

heute mein Testament gemacht. Wäre ich ein reicher Mann gewesen, das heißt ein an Gelde reicher, denn in andrer Beziehung bin ich es genug, so wäre mein Testament wol eine mühselige Arbeit geworden. So aber habe ich das Geschäft bald abgemacht. Mein Freund, Advocat Herbst, wird die Vormundschaft über dich übernehmen. Die Habseligkeiten, die ich hinterlasse, werden verkauft oder bleiben dir, je nachdem du eine Stelle annimmst oder für dich bleibst. Die Dosen, Ringe, Becher u. s. w., die ich als Andenken bekommen habe, wünsche ich aufbewahrt für dich, so lange es geht. Ich weiß, sie werden dir ein liebes Andenken an den alten Großvater sein. Nur wenn die Nothwendigkeit eintritt magst du sie veräußern. Dir aber, lieber Ehrenfried, hinterlasse ich meine alte Amati. Ich habe fünfunddreißig Jahre darauf gespielt und es giebt nicht leicht ein besseres Instrument. Sie mag ich nicht verkauft wissen an den ersten besten Dilettanten, der ihren Werth nicht zu schätzen weiß, sie will ich in echt künstlerische Hände übergehen sehen. Und das sind die deinigen, mein Sohn. Wenn du einst Pfarrer bist, kannst du auch auf meiner Amati beten, ja wahrhaft beten, denn mir ist es oft vorgekommen, als wenn die gute Musik eben so Gebet wäre als künstlich gesetzte Worte."

Von da an ging es rasch zu Ende mit dem alten, wackern Geiger. Eines Morgens gegen vier Uhr, als eben der Tag zu grauen begann, klopfte Konradine an Ehrenfrieds Thüre und bat ihn herunter zu kommen, der Groß=

vater athme so schwer. Rasch war Ehrenfried in den Kleidern und trat an das Bett des Greises. Er röchelte, aber nur leicht, es war mehr ein schweres Athmen. Die Augen hatte er offen, er war bei Bewußtsein, allein er konnte nicht mehr sprechen; mehrmals blickte er nach der Wand, wo eine Geige hing, und bewegte dabei den Kopf. „Er will daß du spielst", sagte Konradine. Rasch griff Ehrenfried nach der Geige, ein leises Lächeln flog über des Sterbenden Angesicht, er war verstanden worden. Sein Athem wurde ruhig und leise. Ehrenfried spielte die letzten Tacte des Scherzo aus der C moll-Symphonie von Beethoven und setzte dann breit und kräftig das Finale ein, das mit seinem jubelvollen Schwunge ein wahres Triumphlied ist. In dem Augenblicke erhob sich die Sonne über den Horizont — ihre ersten Strahlen fielen an die Wände des Gemachs. — Der Greis lag mit still seligem Lächeln, er war todt.

15.

Volkner war seit zwei Tagen begraben, als Konradine nach dem Frühstück Ehrenfried bitten ließ zu ihr herunter zu kommen. Sie hatte sich ordentlich ausgeweint und da sie ja schon lange vorher auf den Tod des Großvaters vorbereitet gewesen, da sie an seinem Sterbebette gestanden, da sie seinen letzten Blick gesehen hatte, so überwältigte sie der Schmerz nicht, vielmehr hatte sich ihr Gefühl in eine stille Wehmuth verwandelt. Auch Ehren-

fried, den der Tod Volkners gleichfalls tief ergriffen hatte, war ruhiger geworden, er erkannte die Nothwendigkeit und fügte sich derselben.

Als er jetzt in das Zimmer trat, sagte Konradine: „wir müssen nun dieß und jenes besprechen, Ehrenfried, denn des Großvaters Tod macht wesentliche Veränderungen nöthig.“

„Veränderungen“, fragte Ehrenfried verwundert.

„Wir müssen uns doch trennen“, erwiederte das Mädchen.

Ehrenfried sprang empor und rief: „uns trennen? Was fällt dir ein?“

„Wir können doch nicht beide allein hier zusammen wohnen“, sagte Konradine.

„Warum nicht“, erwiederte Ehrenfried, „sind wir nicht Geschwister?“

Konradine wandte sich erröthend ab. Sie hatte mit dem angebornen Feingefühl der Frauen längst gefunden was passend war, während dem arglosen Ehrenfried das nicht in den Sinn kam. Ihm war es noch gar nicht aufgefallen daß Konradine eine aufgeblühte Jungfrau war. Sie war das so allmälig geworden, daß er keinen Abschnitt gemerkt hatte. Ihm war sie immer noch die Jugendgefährtin, die Schwester. Er hatte auch nicht gemerkt daß sie mit feinem Gefühl in ihrem Betragen gegen ihn etwas zurückhaltender geworden war, daß sie schon seit Jahren sein Zimmer nicht in seiner Gegenwart betreten hatte, daß sie es möglichst vermied mit ihm auszugehen,

daß sie es vermied mit ihm Abends im Garten allein zu wandeln, den die Vorübergehenden durch das Gitter übersehen konnten.

Konradine umging es auch jetzt Ehrenfried über die Gründe aufzuklären, die ihr nicht erlaubten mit ihm allein ein Haus zu bewohnen und sagte: „ein Mädchen steht nicht gut allein in der Welt, sie muß sich einer Familie anschließen. Du weißt ja auch daß es von jeher meine Absicht war eine Stelle als Erzieherin zu suchen und daß ich nur hier blieb, um den Großvater nicht zu verlassen. Jetzt ist er todt, ich habe eine Stelle gefunden und reise morgen ab.“

Ehrenfried war erstarrt über diese Mittheilung. „Du reisest morgen ab“, rief er, „und du läßt mich allein? So verliere ich dich und den Vater binnen acht Tagen!“

„Geht mir's doch auch so“, sagte lächelnd das Mädchen, „ich muß mich ja auch von dir trennen. Was sollen wir da klagen? Du hast mir so oft gesagt wie es dem denkenden Menschen gezieme sich der Nothwendigkeit ruhig zu fügen und wie man seine Seelenruhe bewahre, wenn man heitern Sinnes die Nothwendigkeit als eine über uns waltende Macht anerkenne.“ Ehrenfried hätte gern diese Nothwendigkeit geleugnet und sie näher erörtert, allein er hatte vorher das Erröthen Konradinens wol bemerkt und war theils zartfühlend, theils schüchtern dem Mädchen gegenüber, so daß er es nicht wagte von ihr eine Erklärung zu fordern. Deßhalb sagte er nur: „aber so rasch willst du gehen, so plötzlich kommt die Trennung, daß ich nicht einmal Zeit habe mich an den Gedanken zu

gewöhnen. Denn, offen gestanden, wie ich ohne dich leben soll kann ich mir gar nicht denken. Mit wem soll ich sprechen und meine Gedanken austauschen, mit wem soll ich musiciren, wer begleitet mich wenn ich Geige spiele — wer — ach Gott ich könnte noch tausend Fragen stellen. Muß ich denn alles verlieren? Erst den Vater, da ich ein Knabe war, dann meine Pflegemutter, und jetzt meinen zweiten Vater und auch die Schwester!"

Konradine bekämpfte gewaltsam die Rührung, die sie über die einfache Klage des Jünglings empfand und erwiederte: „du hast Freunde, du wirst mehrere finden."

„ „Die alle können mir dich nicht ersetzen.""

„Denke an die Nothwendigkeit."

„„Aber so rasch!""

„Es bietet sich eben eine Gelegenheit. Mein Vormund hat von einem reichen Rittergutsbesitzer den Auftrag erhalten ihm eine Erzieherin für zwei halb erwachsene Mädchen zu verschaffen, er trug mir die Stelle an, ich schlug ein und morgen muß ich nun reisen."

Ehrenfried wandte sich ab. Er kämpfte mit den Thränen, die er gewaltsam zurückhielt. Nach einem Weilchen drehte er sich um, reichte ihr die Hand und sagte weich: „so sei Gottes Segen mit dir auf deinem Pfade."

Nach diesen Worten verließ er das Zimmer.

Konradine hielt ihn nicht zurück. Auch ihr fiel die Trennung schwer und sie ließ ihren Thränen freien Lauf, wodurch sie sich etwas beruhigte.

Bald darauf kam Ehrenfried wieder in die Stube. Er war ruhig und fragte: „wie soll es mit der Wohnung werden? Muß ich auch hier heraus?“ Konradine sann einen Augenblick nach und sagte dann: „komm mit zum Gärtner, wir wollen das besprechen.“

Mit dem Gärtner wurde nun ausgemacht daß Ehrenfried die ganze Wohnung behalten solle und daß er die unteren Zimmer nach Belieben weiter vermiethen könne. Darauf sagte Konradine daß sie noch zu packen und einige Abschiedsbesuche zu machen hätte. Sie bat ihn in einem Kosthause zu essen und sie Abends acht Uhr bei der Vorsteherin der Schule abzuholen, in der sie Unterricht gegeben hatte.

Damit trennten sie sich für diesen Tag. Am Abend zur bestimmten Zeit ging Ehrenfried Konradinen abzuholen. Sein Weg führte ihn durch die Parkanlagen, die die Stadt umgaben, es war sehr dunkel, denn der Mond stand zwar im Kalender, konnte aber beim besten Willen nicht leuchten, da die ihn verdeckenden Wolken zu dicht waren. Plötzlich hörte Ehrenfried eine ihm bekannte Stimme rufen: „lassen Sie mich, mein Herr, Ihr Betragen ist unwürdig!“ Es war Konradinens Stimme! Zornentbrannt stürzte Ehrenfried nach der Gegend zu, woher der Ruf erscholl und bemerkte auch zwei Studenten, die Konradinen angehalten hatten und ihr zärtliche Anträge machten. Ohne weitere Ueberlegung packte Ehrenfried den Zudringlichsten beim Kragen und schleuderte ihn in einen Busch, indem er rief: „nichtswürdiger Bube

weg von der Dame!" Der andere Student eilte dem Gefallenen zu Hülfe, Konradine aber drängte Ehrenfried fort zu gehen. Dieser wollte nicht den Schein der Flucht auf sich laden und wartete was die Studenten thun würden, das Mädchen aber rief flehend: „um Gott, komm fort! Wenn es hier einen Auftritt gibt, vielleicht gar Schlägerei, wenn Leute kommen, ich bin beschimpft auf ewig." Ehrenfried ließ sich fortziehen, die beiden Studenten machten auch keinen Versuch ihn zu verfolgen.

Konradine war in höchster Aufregung. Sie erzählte daß die Vorsteherin, die sie zum Abschied besucht habe, für den Abend eingeladen gewesen sei und daß sie deshalb früher fortgehen müssen und Ehrenfried nicht habe erwarten können. Ehrenfried suchte sie zu beruhigen, was ihm nur schwer gelang. „Wenn sie dich gekannt haben, wenn sie sich an dir rächen wollen, wenn sie dich gar herausfordern — versprich mir dich nicht zu schlagen." „Das kann ich dir versprechen", erwiederte Ehrenfried, „ich halte den Zweikampf für einen Unsinn und werde mich niemals schlagen. Uebrigens haben sie mich wahrscheinlich so wenig gekannt, wie ich sie, und ob sie gleich Studentenmützen trugen, ist es noch sehr fraglich ob es wirklich Studenten sind."

Der letzte Abend, den beide zusammen zubrachten, war ihnen durch diesen Vorfall verdorben worden. Konradine konnte ihre Furcht nicht beschwichtigen, so wenig wie Ehrenfried seines Zornes Herr werden konnte, der ihn auch die halbe Nacht nicht schlafen ließ. Am andern Morgen begleitete er das Mädchen zur Post. Das Rittergut,

wohin sie reiste, war etwa zwanzig Meilen von Tannenheim entfernt, sie mußte daher mit der Post bis zu der dem Rittergute nächst gelegenen Stadt reisen und von dort einen Wagen nehmen. In dem Gedränge auf dem Posthofe konnten beide nur einen kurzen Abschied nehmen und Ehrenfried sah den Postwagen davonrollen, sah den letzten Gruß eines wehenden weißen Tuches, ehe er noch dachte daß sie fort wäre. Je weiter der Wagen sich entfernte, desto schwerer wurde es ihm um's Herz und als er ihn nicht mehr sah, ging er mit dem wehmüthigen Gefühle nach Hause jetzt recht allein zu sein.

Er mochte etwa eine Stunde in seinem Zimmer sich befinden, als ein Student zu ihm kam, der sich als Cartellträger vorstellte und ihn im Namen des Herrn von Birkenfeld forderte, welchen er gestern Abend gröblich beleidigt hätte.

Ehrenfried erwiederte daß die Beleidigung von Herrn von Birkenfeld hervorgerufen sei, indem er ein schutzloses Mädchen angefallen und deßhalb eine Zurechtweisung sehr wohl verdient habe. Der Cartellträger verwahrte sich dagegen daß Ehrenfried berechtigt sei einem „Commilitonen" eine Zurechtweisung zu ertheilen. Hätte er dem Mädchen zu Hülfe kommen wollen, so hätte er das höflich und kameradschaftlich thun können, nicht aber auf eine so beleidigende Weise, wie er es gethan, deßhalb müsse er Genugthuung geben. Ehrenfried entgegnete das Duell sei gegen seine Grundsätze, es sei unchristlich und eine Narrheit, unseres aufgeklärten Jahrhunderts unwürdig.

Der Cartellträger erwiederte daß sich oft die Feigheit hinter derlei Grundsätzen zu verstecken suche und ging fort.

Ehrenfried gerieth in gewaltige Aufregung. Der Feigheit beschuldigt zu werden ist tief verletzend für einen Mann. Indessen beruhigte er sich endlich mit dem Gedanken daß, wenn auch einige ihn für feig ausschrieen, die andern, die ihn näher kennten, dies nicht glauben würden

Am Abend kam Oswald zu ihm und sagte: der Vorfall nehme eine unangenehme Wendung, Ehrenfried werde nicht umhin können sich zu schlagen.

„Was“, rief dieser, „ich soll mich schlagen, weil ich dem Buben gesagt habe daß er ein Bube ist? Ich war im Rechte! Ein schutzloses Mädchen anzuhalten, sie mit Zudringlichkeiten zu verfolgen ist eines Mannes unwürdig, ist ein Bubenstreich, und er mag seine Züchtigung ruhig einstecken.“

Oswald erwiederte: „so siehst du die Sache an, die andern nehmen einen entgegengesetzten Standpunct ein. Sie behaupten: wenn ein Mädchen bei dunklem Abende ohne Begleitung durch die Anlagen gehe, so müsse sie wissen, daß sie den Schein auf sich lade kein anständiges Mädchen zu sein. Wenn sie dann angeredet und geneckt würde, so habe sie sich das selbst zuzuschreiben.“

„Es war ja ein unglücklicher Zufall“, rief Ehrenfried, „der Konradine zwang allein zu gehen. Soll denn ein armes Weib Beleidigungen ausgesetzt sein, wenn sie über die Straße geht!“

„Ich konnte mir denken", sagte Oswald, „daß es Konradine gewesen ist. Es ist ein böser Vorfall; du natürlich siehst die Sache von der schwärzesten Seite an, weil sie deine Schwester betroffen hat, die andern aber finden es nicht so verfänglich. Wenn du nur nicht gleich handgreiflich geworden wärest und die bösen Worte gebraucht hättest."

„„Wie konnte ich mich mäßigen, da ich Konradinens Stimme in ängstlichem Hülferufe hörte! Wer ihr zu nahe tritt hat es mit mir zu thun, und wenn ich ihn tödten sollte." "

„Mit deiner aufbrausenden Hitze hast du die Sache nur schlimmer gemacht", antwortete Oswald, „und jetzt mußt du sie durchfechten."

„„Ich soll mich schlagen? Nimmermehr! Das Duell ist ein Unsinn, ein Ueberbleibsel aus den rohen Zeiten des Mittelalters! Das ist hundert Mal gesagt und bewiesen worden und wir müssen endlich uns von diesem Unsinn losmachen." "

„Ganz gut, nur der Einzelne im gegebenen Falle kann es nicht."

„„Warum nicht? Was kann mir geschehen? Wollen sie mich überfallen, ich werde mich zu wehren wissen.""

„Sie werden dich verspotten, verhöhnen, dich verächtlich behandeln!"

„„Gut, ich werde es tragen. Ein Mann muß für die Grundsätze, die er als recht erkannt, einstehen und im Nothfalle auch für sie leiden können!" "

Oswald sprach noch dieß und jenes, da er aber Ehrenfried nicht überzeugen konnte, ging er. Allein wie er vorausgesagt hatte, so kam es. Als Ehrenfried am andern Morgen in's Collegium kam und sich niedersetzte, erhoben sich die übrigen Studenten von der Bank und ließen ihn allein. Darauf entstand allgemeine Stille und eine Stimme rief: „gegen Feiglinge hat man keine Waffe als die Hundepeitsche."

Ehrenfried erbebte im Innersten über die Schmach, die ihm angethan wurde, aber er mußte schweigen, denn eben trat der Professor in den Saal. Als das Collegium zu Ende war, wartete Ehrenfried etwas, um nicht mit den andern Studenten zusammenzutreffen, als er aber in den Hof trat, hatten diese zu beiden Seiten Hecke gebildet und ließen ihn durchgehen ohne daß einer ein Wort sagte. Dieses Schweigen war ihm am empfindlichsten, weil er durchaus keine Veranlassung daraus entnehmen konnte mit irgend wem anzubinden und seinem Grimme Luft zu machen. Auf dem Heimwege begegneten ihm mehrere Studenten. Schon von Weitem wichen diese ihm aus und gingen auf die andere Seite der Straße. Er sah daß er förmlich verfehmt war. Außer sich kam er nach Hause, Scham, Wuth, Rachlust wütheten in seinem Innern — was sollte, was konnte er thun? Da kam Oswald. „Sie zwingen mich", rief er diesem entgegen, „wenn ich meinen Grundsätzen untreu werde, wenn ich ein Unrecht begehe, wenn ich Blut vergieße, ich bin nicht schuld daran. Geh zu dem Cartellträger und bringe das Duell

in Ordnung!" „Na endlich", rief Oswald und lief davon.

Am andern Morgen fand das Duell statt auf Schläger ohne Hut und Binde. Da die Sache Aufsehen unter den Studenten gemacht hatte, so waren mehr Zuschauer gekommen als sonst der Fall gewesen wäre, die sich vielleicht darauf freuten einen Duellanten voll Angst und Zittern zu sehen. Allein darin hatten sie sich getäuscht. Ehrenfried trat ruhig und ernst auf die Mensur und führte seine Klinge sicher und gewandt. Beide Gegner waren geübte Fechter und konnten sich lange nichts anhaben, bis Ehrenfried, während er einen Kopfhieb schlug, einen Hieb in den Oberarm bekam, während gleichzeitig sein Schläger den Gegner am Kopfe verwundete. In demselben Augenblicke stürzte der als Wache aufgestellte Fuchs in den Saal und schrie: „der Pedell kommt." Der Saal, in dem das Duell stattfand, lag zu ebener Erde in einem Garten. Auf den Warnungsruf flüchteten alle Anwesenden durch Fenster und Thüren und in kurzer Zeit war der Saal leer. Nur Ehrenfried versäumte die Flucht. Als er fühlte daß er seinen Gegner verwundet hatte, überfiel ihn ein furchtbarer Schreck! Hatte er ihn schwer, vielleicht tödtlich getroffen? Dieser Gedanke durchzuckte ihn und machte sein Blut erstarren. So kam es daß er noch halb bewußtlos stand, als der Pedell in den Saal kam. „Endlich einmal erwischt", rief dieser, indem er auf Ehrenfried zutrat, „hier ist nichts zu leugnen. An Ihrem Arme quillt Blut, Sie haben den Schläger noch in der

Hand. Aber Herr Braunsdorf, Sie sind es, das hätte ich nicht gedacht.“ Während dieser Anrede fand Ehrenfried seine Besinnung wieder. Da sein Gegner hatte flüchten können, so konnte die Wunde nicht schwer sein. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Freudigkeit und er sagte lächelnd: „nun ja, mich haben Sie erwischt. Ich habe da einen Schmiß am Oberarme, sehen Sie einmal nach was es ist.“ Nicht der Rede werth, Herr Braunsdorf“, sagte dieser, „ein bißchen Heftpflaster drauf und in drei Tagen sieht man nichts mehr. Wer sind denn die andern?“ „Welche andern“? fragte Ehrenfried. „Nun die Zeugen“, sagte der Pedell, „die Secundanten, der Unparteiische und was alles zu der Sache gehört?“ „Ja wenn Sie sie nicht sehen“, erwiederte lachend Ehrenfried, „ich finde sie auch nicht mehr.“ „Na vor der Hand habe ich Sie“, entgegnete der Diener des Gesetzes, „Sie werden die andern schon beichten. Es thut mir leid, Herr Braunsdorf, aber ich muß Sie anzeigen, und den Schläger bitte ich mir aus, er ist das corpus delicti.“

Ehrenfried fügte sich ohne Weiteres dem Verlangen des Pedells. Auf einem Tische waren Charpie, Heftpflaster und Binden bereit gelegt gewesen, was bei der Flucht der übrigen liegen geblieben war. Der Pedell legte etwas Heftpflaster auf die Wunde Ehrenfrieds, wickelte eine Binde darum, und half ihm den Rock anziehen, worauf dieser sich nach Hause verfügte.

Hier fand er bereits Oswald seiner harrend, der ihm secundirt hatte, mit allen andern aber geflohen war.

„Wie ist es“, rief dieser ihm entgegen, „hat dich der Pedell abgefaßt?“

„„Abgefaßt.““

„Aber warum flohst du nicht? In dem Getümmel wurde ich von dir weggestoßen und konnte dir nicht helfen. Warum flohst du nicht?“

„„Ich war verwirrt, ich fürchtete Birkenfeld schwer verwundet zu haben.““

„Nicht der Rede werth! Ein kleiner Rß.“

„„Dann war die Kraft meines Hiebes gebrochen, weil ich zugleich einen in den Arm erhielt.““

„Laß sehen.“

„„Unbedeutend. Ist schon verbunden.““

Oswald berichtete nun daß die Stimmung der anwesenden Studenten gegen Ehrenfried sich bedeutend geändert habe. Er hatte sich „famos gepaukt“ und dadurch bewiesen daß er nicht aus Feigheit das Duell abgelehnt. Nur war es unangenehm daß Ehrenfried „abgefaßt“ worden war. Man verfuhr in neuerer Zeit sehr streng gegen Duelle und Ehrenfried konnte sich auf eine lange Zeit Carcer gefaßt machen.

Dieser war in zu guter Stimmung über den Ausgang des Duells, als daß in diesem Augenblicke ihm das hätte die Laune verderben können, auch hatte Carcer wegen eines Duells nichts Ehrenschändendes in den Augen der Studenten. Deßhalb sagte er lachend: „ich habe besonderes Talent eingesperrt zu werden, obschon ich immer unschuldig dazu komme. Als mich meine Pflegemutter in meines

Vaters Hause fand, war ich eingesperrt, damit ich nicht davon laufen sollte. In meiner Pflegemutter Hause wurde ich oft Abends eingesperrt, ohne daß ich heute noch weiß von wem und warum. Auf der Schule wurde ich eingesperrt, weil ich Schwefel angezündet haben sollte, wurde ich zum zweiten Male eingesperrt, weil ich der Gerechtigkeit zum Siege verhalf und jetzt werde ich eingesperrt, weil ich Konradinen vertheidigte. Das letzte will ich mir am liebsten gefallen lassen. Aber du mußt zugestehen, mein Talent eingesperrt zu werden ist ergötzlich."

Am nächsten Tage wurde Ehrenfried zum Universitätsrichter vorgefordert. Das war ein alter Herr mit weißem Haare, der eine goldne Brille trug und stark schnupfte „Sie haben sich geschlagen," fragte er.

„„Ja.""

„Sie wissen daß das Duell verboten ist?"

„„Ja.""

„Die Veranlassung des Streites war ein Mädchen."

„„Ja, meine Schwester. Sie wurde mit Zudringlichkeiten verfolgt, und daß ich sie schützte war die Veranlassung des Streits.""

„Sie sagen es wäre Ihre Schwester gewesen, allein man behauptet Sie hätten keine Schwester."

„„Ich habe bald zehn Jahre bei ihrem Großvater gewohnt, ich war dort ein Kind im Hause, der Greis behandelte mich wie einen Sohn, er nannte mich sogar so, also darf ich das Mädchen wol meine Schwester nennen.""

„Wollen Sie mir den Namen derselben sagen."

„„Konradine Volkner.““

Der Richter nahm eine Prise, hustete ein paar Mal, und sagte dann freundlicher: „eine höchst achtungswerthe Dame, sie hat auch in meinem Hause Unterricht gegeben und ich habe sie höchlichst schätzen gelernt.“

Ehrenfried fühlte sein Blut freudig aufwallen, als er dieses Lob Konradinens hörte. Der Richter fuhr fort: „aber schlagen durften Sie sich doch nicht.“

„„Ich wollte es anfangs auch nicht, aber man verhöhnte mich, man behandelte mich verächtlich, das konnte ich nicht ertragen.““

„Ja es gehört ein höherer moralischer Muth dazu sich Verhöhnungen gefallen zu lassen, als sich zu schlagen. Sie als Theolog mußten diesen Muth haben.“

„„Sehr wahr, das ist mein Unrecht. Ich habe diesen höheren Muth aber nicht besessen. Herr Hofrath, als ein Feigling behandelt zu werden ist hart, besonders wenn man zwanzig Jahre alt ist. Ich war zu schwach es zu ertragen.

„Sind Verwundungen bei dem Duell vorgekommen?“

„„Ein paar leichte Schrammen, sonst nichts.““

„Wer war Ihr Gegner? Wer waren die Secundanten?“

„„Das werden Sie doch von mir nicht zu wissen-verlangen?““

„Allerdings.“

„„Es thut mir leid, da muß ich Ihnen die Antwort verweigern.““

„Wie? Sie haben bisher ohne Rückhalt die Wahrheit bekannt, und Ihre Mitschuldigen wollen Sie nicht nennen?“

„„Was mich betrifft erachte ich die Wahrheit zu sagen für Pflicht, weil ich die Lüge überhaupt verabscheue. Andere anzugeben halte ich dagegen für unwürdig.““

„Ihre Weigerung wird Ihre Strafe verschärfen.“

„„Wollen Sie mich wirklich so hart strafen?““

„Allerdings.“

„„Ich glaube es nicht.““

„Weßhalb nicht?“

„„Weil ich überzeugt bin, wären Sie in meinem Falle gewesen, Sie hätten sich auch geschlagen.““

„Oho! Was berechtigt Sie zu dieser Voraussetzung?“

„„Ich sehe da an der linken Seite Ihrer Stirn eine Narbe, die zwar das Haar größtentheils versteckt —““

Der Richter strich hastig das Haar über die Stirne und sagte: „ich bin einmal vom Pferde gefallen.“

Ehrenfried erwiederte: „„und ich bin einmal von meinen Grundsätzen gefallen. Wir haben beide Unglück gehabt.““

„Sie sind sehr dreist, Herr Braunsdorf.“

„„Ihre Schuld, Herr Hofrath.““

„Wie?“

„„Sie beherrschen den Ausdruck Ihres Auges nicht. In dem liegt nicht die Strenge des Richters, sondern das Wohlwollen des Menschen, der bei einem Vergehen die Beweggründe mit abwägt und nicht härter straft als er muß.““

Der Richter schob die Brille fester auf die Nase, die er nur beim Schreiben brauchte, während er beim Spre-

chen über dieselbe wegsah, und sagte: „schade daß Sie Theolog geworden sind, Sie sollten Jurist werden, Sie würden einen guten Vertheidiger abgeben. Gehen Sie jetzt, Ihre Strafe wird folgen.“

Ehrenfrieds entschiedene Weigerung seinen Gegner und die Secundanten beim Duelle zu nennen machte den günstigsten Eindruck bei den Studenten. Mancher, der ihn bisher nicht gekannt hatte, trat ihm näher und bat um seine Freundschaft. Unter diesen war zunächst sein Gegner, Herr von Birkenfeld. Dieser besuchte ihn eines Tages, reichte ihm die Hand und sagte: „Braunsdorf, Sie sind ein „famoser“ Kerl, da meine Hand auf Du und Du.“ Ehrenfried schlug gern ein und jener fuhr fort: die Geschichte mit der Dame war nicht ganz sauber von mir, ich war aber ein wenig angerissen. Das muß ich dir aber sagen, eine gehörige Faust führst du! Ich flog in den Busch, als hätte mich eine Windsbraut weggeführt.“ „Sprechen wir nicht mehr davon“, erwiederte Ehrenfried, „hätte ich nicht die Stimme meiner Schwester erkannt, würde ich wol ruhiger dir entgegengetreten sein, und wir hätten uns leicht verständigt. Aber da ich die Stimme hörte, die mir so theuer ist, wurde ich wüthend und verlor die Besinnung. Das war mein Unrecht.“ „Mir ist die Sache jetzt lieb“, entgegnete Birkenfeld, „ich denke wir haben jeder im andern einen Freund gewonnen, der im Leben aushält.“

So war die anfangs so unangenehme Sache beigelegt. Auch die Strafe Ehrenfrieds war nicht hart. Dem Uni=

versitätsrichter war unter der Hand wol der Hauptschuldige bekannt geworden, auch hatte er Gewißheit bekommen daß das Duell ohne die geringsten übeln Folgen abgelaufen war und so kam Ehrenfried mit ein paar Wochen Carcer weg, die er im Laufe des Halbjahres absaß.

Ehe sich das entschied, vermiethete Ehrenfried die von ihm übernommene Wohnung und zwar an Oswald und einen Herrn Reibedanz. Oswald hatte von Anfang an auf die Wohnung Bedacht genommen, suchte nur noch einen Theilnehmer, den er in dem genannten Herrn fand.

Ehrenfried überließ Oswald die ganze Anordnung und am Tage nach seinem Verhöre zog dieser mit seinem Genossen ein.

Am andern Morgen besuchten Oswald und Reibedanz Ehrenfried. Oswald nahm das Wort und sagte: „da du unser Hausherr bist, so müssen dir die neuen Miether doch einen Anstandsbesuch machen und sich dir vorstellen. Ich bin Herr Karl Oswald Horst, der Medicin Beflissener, der die Collegien mehr als billig schwänzt, und dessen Bekanntschaft du schon früher zu machen die Ehre gehabt hast. Dieser Herr aber ist Herr Otto Wilhelm Reibedanz, der seinen Namen immer ganz ausschreiben muß.“

„Weßhalb“, fragte Ehrenfried lächelnd.

„Wenn er nur den Anfangsbuchstaben schreibt“, erwiederte Oswald, „so liest jeder Mensch O weh Reibedanz. Ich habe seine Bekanntschaft durch einen Empfehlungsbrief gemacht, den er mir von einem weitläufigen

Verwandten mitbrachte. Er ist Dichter und hat die tugendhafte Absicht unsere Literatur weniger zu reformiren als vielmehr durch eine großartige Revolution in ihr Gegentheil umzugestalten."

„Ja, diese Absicht habe ich", fiel Reibedanz mit hochtrabendem Tone ein, „und mancher wird bald mit Zittern meinen Namen unausgeschrieben lesen: o weh Reibedanz. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, Herr Braunsdorf, daß unsere Literatur einer gänzlichen Umgestaltung bedarf? Daß wir endlich das erstreben müssen, was noch niemals dagewesen ist."

„Je nun", erwiederte Ehrenfried lächelnd: „ich dächte doch daß unsere großen Dichter schon ganz Bedeutendes geleistet haben."

„Sie sind ein Theolog", rief Reibedanz, „Sie kleben an der Autorität, Sie müssen es, es ist Ihr Handwerk. Nimmt man euch die Autorität, so fallt ihr ins bodenlose Nichts. Unseren großen Dichtern alle Achtung! Es ist wahr, wir können von ihnen lernen. Aber wir müssen höher. Wir stellen uns auf ihre Schultern und erreichen das noch nie da Gewesene. Betrachten Sie unsere Lyrik. Da wird ewig von „ihr" gesungen, von Scheiden und Meiden, von Sehnen und Thränen, von Glück und Geschick. Wenn es hoch kommt gibt es ein Trinklied, ein Vaterlandslied. Das ist nun alles zum Ueberdruß dagewesen. Zur Natur müssen wir zurück. Die Stimmungen unsers Innern sind in der Natur vorgezeichnet. Wenn ich zum Beispiel singe:

„Es liegt ein Blatt am Wege
So welk, so gelb, so matt,
Das ist das Blatt am Wege,
Das da gelegen hat“

was ist in dieser einen Strophe nicht alles ausgedrückt! Hier ist die reine Herbststimmung, und der entspricht die Stimmung des Alters in dem Menschen. Achten Sie auf den tiefen Sinn dieser Verse. Das Blatt liegt am Wege, weggeweht, dem Untergang geweiht. Das Blatt ist welk, wie das Gesicht des Menschen, es ist gelb, wie das Haar des Menschen weiß, es ist matt, wie die Kraft des Menschen. Und nun bemerken Sie den tiefsinnigen Schluß: das da gelegen hat. Das deutet von der Gegenwart in die Zukunft, von dem erlöschenden Leben bis zum vollkommnen Tode. Und nun hören Sie was ich vom Frühling singe.

„Es sprießt ein kleines Gräschen
Neugierig klug hervor
Und reckt sein spitzes Näschen
In warme Luft empor.“

Ist das nicht gleich der Frühling? Fühlen Sie nicht die lauen Lüfte wehen? Hören Sie nicht die Nachtigallen singen? Und wie vergleicht sich diese Frühlingsstimmung mit der Jugend des Menschen. Das Gräschen sprießt neugierig klug hervor, wie junge Leute sich neugierig klug in der Welt umsehen. Und strecken die Kinder ihre Näschen nicht auch überall hin, um das Leben in vollen Zügen einzusaugen?“

„Sie verstehen vortrefflich auszulegen“, entgegnete Ehrenfried, „ich hätte das nicht darin gefunden.“

„Mangel an Auffassung“, rief Reibedanz, „es liegt darin, versteht es nur zu finden. Doch Gott sei Dank, wir sind auf dem besten Wege Großes zu leisten. Die Erklärer und Ausleger mehren sich. Wie die Chemiker jedes Stückchen Erde, Stein oder sonstigen Stoff untersuchen, so werden jetzt die Worte der großen Dichter einzeln untersucht, und wie die Chemiker in jedem Häufchen Stoff die edelsten Elemente finden, so finden die Ausleger in jedem Worte der Dichter eine Fülle von Weisheit.‘,

„Leider beschäftigen sich die Ausleger nur mit den verstorbenen Dichtern“, bemerkte Oswald, „und lassen die lebenden gänzlich unbeachtet.“

„Das ist leider wahr“, sagte Reibedanz, „und wenn wir Dichter uns damit trösten sollen nach unserem Tode anerkannt und verstanden zu werden, so ist das ein leidiger Trost. Aber ich hoffe es durchzusetzen daß mir der Lorbeer noch bei Lebzeiten wird. Die Ausleger werden bald die todten Dichter erschöpft haben, sie werden an die lebenden gehen müssen und dann werde auch ich verstanden.“

„Ich bin immer der Meinung gewesen“, bemerkte Ehrenfried, „daß diese Wuth auszulegen und zu erklären viel zu weit geht. Die Leute kommen dann dahin etwas aus ihrem Dichter heraus zu lesen, was gar nicht darin ist. Jeder dieser Ausleger wählt sich einen Dichter; indem er sich fort und fort mit ihm beschäftigt, wird ihm der-

selbe lieber und lieber, und zuletzt überschätzt er ihn, wird parteiisch und ungerecht gegen andere und namentlich gegen die lebenden."

„Wem sagen Sie das", rief Reibedanz, „wer hat unter dieser Nichtbeachtung mehr gelitten als ich? Sie haben Recht, vollkommen Recht, die Auslegerei geht zu weit. Sie wird oft eine Einlegerei. Wer hat sich wol die Mühe gegeben meine Sachen zu verstehen? Vor drei Jahren habe ich ausstudirt. Der göttliche Funke der Poesie war schon in meinem achten Jahre zum Durchbruch gekommen. Schon damals machte ich ein Gedicht auf eine Taube, die durch das Fenster geflogen war. Hören Sie:

„Ach das arme Täubchen
Flog durch das Fensterscheibchen.
Das Fenster ist zerbrochen,
Als es hindurch gekrochen."

Verräth sich nicht offenbares Talent in diesen Versen? Ich studirte Philosophie und Philologie und warf mich nun ganz auf die Dichtung. Ein Amt brauche ich nicht, ich habe eine Leibrente von vierhundert Thalern, das ist mir genug. Ich hatte ein Bändchen Gedichte fertig. Glauben Sie wol daß sich ein Buchhändler fand, der sie verlegen wollte? Ich hatte große Pläne mit dem Honorar, das ich erwartete. Ich wollte ein Stipendium stiften für einen talentvollen Dichter. Ich rechnete jedes Jahr eine Auflage. Das hätte sich hübsch gesammelt. Aber nun — kein Mensch wollte mir ein Honorar zahlen. Dann

wollte ich meine Gedichte ohne Honorar weggeben. Auch da wollte sie niemand. Da setzte ich mich ein Jahr auf schmale Kost und ließ sie für mein eignes Geld drucken. Wenn vorher die Buchhändler gegen mich knickrig gewesen, so war es jetzt das Publicum. Niemand kaufte mich. Nur die Recensenten bekümmerten sich um meine Gedichte, aber sie rissen sie alle herunter, weil sie sie nicht verstanden. Aber sie sollen es büßen. Ich gehe mit dem Plane um eine neue göttliche Komödie zu schreiben in Dante's Art und Weise, nur daß ich keine Terzinen nehme. Da habe ich mir in der Hölle eine eigene Strafe für die Recensenten ausgedacht. Sie werden von gräßlicher Langeweile geplagt und aus Langeweile sehen sie immer durch ein großes Fernrohr in den Himmel und bemerken dort die von ihnen getadelten Dichter alle im Lorbeerkranze die himmlischen Freuden genießen. So ein Neid in alle Ewigkeit ist eine furchtbare Strafe, aber sie ist gerecht."

„Also einen neuen Dante haben wir in Ihnen zu erwarten", sagte Oswald.

„Ja, ja", erwiederte Reibedanz, „es schwebt mir so vor ein neues großes Epos in dieser Art zu dichten. Sie müssen gestehen, der Gedanke ist kühn. Doch dazu muß ich erst noch Stoff sammeln, das geht nicht so rasch. Vorher will ich mich im Drama vervollkommnen. Auch da habe ich schon meine Erfahrungen gemacht. Denken Sie, ich habe auf meine Kosten drei Tragödien erscheinen lassen, und keine Bühne hat sie aufgeführt. Und dabei ist so entschiedner Mangel an guten Stücken. Jeder Recen-

sent fängt seinen Bericht mit den Worten an: „bei dem auffallenden Mangel an guten Stücken.“ Nichts als Possen werden gegeben, bei denen der höhere Blödsinn längst dem niedrigsten Blödsinn Platz gemacht hat — und meine Trauerspiele bleiben liegen! Doch ich verzage nicht. Ich bin an einer neuen Tragödie. Bisher hat man den Helden nur in einen Zwiespalt gebracht, ich bringe ihn in mehrere. Er liebt eine Jüdin und diese ist zwar bereit ihn mit ihrer Hand zu beglücken, verlangt aber daß er Jude werden soll, während er ein gläubiger Christ ist. Erster Zwiespalt zwischen Liebe und Glauben. Sein Vater hat eine Verschwörung angezettelt um den Fürsten zu entthronen. Er entdeckt diese Verschwörung, seine Pflicht heischt sie anzuzeigen, aber soll er seinen Vater auf das Schaffot schicken? Zweiter Zwiespalt zwischen Kindesliebe und Staatsbürgerpflicht. Seine Mutter unterhält ein verbotnes Verhältniß. Er müßte die Ehre seines Vaters rächen, aber kann er das gegen seine Mutter? Dritter Zwiespalt zwischen Sohnespflicht und Sohnespflicht. Sein Freund, der ihm das Leben gerettet, vertraut ihm daß er mit der ihm anvertrauten Kasse nach Amerika fliehen wolle. Seine Pflicht wäre es ihn daran zu hindern. Aber kann er seinem Lebensretter feindlich entgegen treten? Was meinen Sie? Ist das Zwiespalt genug? Durch fünf Aufzüge wird der Held gehetzt, in jedem hat er drei Monologe, worin er seine Seelenkämpfe ausspricht. Zum Schlusse schreibt er an die Geliebte, den Freund, den Vater, die Mutter Briefe, worin er ihnen seine Herzensqualen

anzeigt. Ein Brief ist genau so lang als der andere. Dann ruft er alle vier zusammen, heißt jedes sich in eine Ecke des Zimmers setzen, gibt jedem seinen Brief zu lesen und stellt sich in die Mitte des Zimmers mit untergeschlagenen Armen, indem er heimlich ein dünnes Fläschchen Blausäure in den Mund gesteckt hat. Nachdem alle ihren Brief gelesen haben, schauen sie zu gleicher Zeit auf ihn. „Seid ihr fertig“ ruft er. Alle antworten Ja! „So sterbe ich für euch“, ruft er, zerbeißt das Fläschchen und stürzt todt zu Boden. Das wird Wirkung machen! Das wird eine Heldenrolle, wie sie noch nicht dagewesen ist. Denken Sie allein fünfzehn Monologe. Da läßt sich Poesie entwickeln. Im vierten Aufzuge sagt er — ich habe die Rolle im Kopfe:

„O Freund, warum hast du's gethan?
O Judith, schau mich freundlich an!
O Vater, auf gib deinen Plan!
O Mutter, laß von deinem Wahn!
O Freund, zum Himmel blick' hinan!
O Judith, sei nicht inhuman!
O Vater, denk an deinen Ahn!
O Mutter, laß doch den Galan!
O Freund, vermeide diese Bahn!
O Judith, laß mich dir doch nah'n!
O Vater, du bist Unterthan!
O Mutter, sollst die Liebe la'n.“

Bemerken Sie die Gewandtheit der Sprache im Gebrauch des Reims. Und dieses charakteristische „O“.

Weder unsere Dichter, noch unsere Schauspieler haben eine Ahnung von diesem „O“. Unsere Schauspieler spre-

chen dieses „O“ kurz weg und fügen unmittelbar daran das folgende Wort. Und doch schreibt Göthe ausdrücklich vor daß dieses „O“ mit besonderm Nachdruck hervorgehoben und daß deßhalb nach ihm und vor dem folgenden Worte abgesetzt werden müsse. Unsere Dichter brauchen dieses „O“ meist nur als Flicksilbe, um den Rhythmus heraus zu bringen. Wie anders Göthe! Schlagen Sie den Tasso auf, da finden Sie hundert achtundzwanzig Mal dieses „O“. [Und Göthe hat doch gewiß nicht geflickt!] — Wenn ich meine Tragödie vollendet habe, werde ich nicht wieder so dumm sein sie drucken zu lassen, denn dann achtet niemand darauf. Nein, ich werde mir alle Mühe geben sie auf die Bühne zu bringen. Ich werde die Intendanten und Directoren persönlich besuchen und sollte ich alle deutschen Theater der Reihe nach durchlaufen, bei einem werde ich es doch durchsetzen. Und habe ich nur erst einen Fuß auf der Bühne, dann werde ich bald ganz darauf stehen, und denke meinen Platz schon zu behaupten.“

„Sie lehnen sich wol an Shakespeare an“, sagte Oswald.

„Anlehnen“, rief Reibedanz, „wie kommen Sie mir vor?“ Ich stehe allein, auf eignen Füßen. Und wenn ich mir ein Vorbild suchen wollte, ich würde doch nicht Shakespeare nehmen. Es ist eine eigene Sache mit diesem Shakespeare. Er ist ein großer, ein gewaltiger Dichter, aber jetzt geben sie sich alle Mühe ihn nicht nur zu dem ersten, sondern sogar zu dem einzigen aller Dichter zu erheben. Das macht mich oft fuchsteufelswild. Da sind viele Leute,

die selber nichts machen können. Gut, selbst Schaffen ist nicht jedem gegeben. Aber die Leute wollen mitreden, wollen berühmt werden. Nun werden sie Kritiker, Literarhistoriker, Erklärer. Shakespeare ist Mode, gut, sie werfen sich auf ihn; sie lesen sich in ihn hinein, sie studiren ihn — und neben ihm keinen andern. Darum stellen sie ihn auch über jeden andern, eben so wie einem Verliebten sein Mädchen als das schönste der Welt erscheint, deren Fehler er alle für Schönheiten erklärt. Allein es läßt sich doch nicht leugnen daß das Verliebtsein ein Zustand mehr oder minder gelinden Wahnsinns ist. Das möchte alles gut sein, wenn die Leute ihren Shakespeare nur nicht dadurch zu heben meinten, daß sie die andern gegen ihn herabsetzen. Lessing, Göthe, Schiller sind nichts gegen Shakespeare. Daß Lessing überhaupt kein Dichter ist steht bei ihnen fest, und bei Schiller zucken sie mitleidig die Achseln. Wenn Gottsched vor hundert und mehr Jahren die deutsche Literatur verdammte und auf die Muster der Franzosen hinwies, so wurde er dafür gelästert. Thun denn jetzt die Herren Shakespearomanen etwas andres? Sie weisen auf ihren Meister hin. Nun ja, an Unfähigkeit des Schaffens, an Unfähigkeit des Urtheils, an aufgeblasener Pedanterie gleichen sie Gottsched auf ein Haar."

„Vergessen Sie nicht", sagte Ehrenfried, „daß Lessing, Göthe und Schiller Shakespeare höchlichst verehrten."

„Ganz recht", sagte Reibedanz, „verehrt haben sie ihn, von ihm gelernt haben sie, aber sie haben ihm nicht nachgeahmt. Und das entscheidet. Neulich saß ich im Wein-

hause, als ein junger Mensch sagte: „Shakespeare ist größer als Schiller und Göthe.“ Ich fragte ihn ganz laut: „welcher Esel hat Ihnen das weiß gemacht?“ Darauf erwiederte er: das habe er in der Schule gelernt. Nun frage ich Sie: wo soll unsere Jugend Vaterlandsgefühl hernehmen, wenn ihr schon in der Schule die großen deutschen Dichter herabgesetzt werden?“

„Wir Deutschen zeichnen uns eben durch unser unparteiisches Urtheil aus“, bemerkte Oswald.

„„Sprechen Sie mir nicht von Unparteilichkeit. Die Shakespearomanen sind selbst Partei, ganz entschieden Partei. Und das Vaterlandsgefühl soll und kann gegen fremde Völker nie ganz unparteiisch sein. Vaterlandsliebe ist immer Egoismus und einen gesunden Egoismus muß jeder Mensch haben, er muß sein Ich im Leben vertheidigen gegen alle Widerwärtigkeiten, Fährlichkeiten und Angriffe. So, jetzt bin ich etwas warm geworden und bin gerade in der rechten Stimmung an meiner Tragödie zu arbeiten. Empfehle mich.““ Mit diesen Worten schoß er zur Thüre hinaus.

Ehrenfried sah Oswald bedenklich an und fragte: „ist der Mensch verrückt?“

„Geradezu verrückt ist er wol nicht“, erwiederte Oswald lachend, „aber einen oder ein paar Sparren hat er zu viel im Kopfe. Er ist eben ein verkanntes Genie. Sein ganzes Dichten und Trachten ist anerkannt, das heißt berühmt zu werden. Bis dahin gefällt er sich in der Rolle des Verkanntseins.

Er betrachtet sich als einen Märtyrer der verderbten literarischen Verhältnisse, und da er handelnd nichts erreicht, gefällt er sich in der Rolle des Leidenden. Je mehr andere ihm Anerkennung versagen, desto mehr gewährt er sich diese selbst und er schwelgt in dem Gedanken talentvoller und gescheidter zu sein als andere Leute. Ob man das geradezu Verrücktheit nennen kann weiß ich nicht, ganz gesunde Seelenzustände walten aber bei ihm nicht ob. Uebrigens ist er gutmüthig und harmlos und durchaus nicht ohne Kenntnisse."

16.

In Tannenheim gab es viele junge reiche Leute, die entweder schon unabhängig über ihr Vermögen verfügten, oder auch als Söhne reicher Aeltern viel Geld ausgeben konnten. Ohne bestimmte Verabredung oder ein förmliches Bündniß hielten sie doch zusammen und bildeten einen Kreis, eine Gesellschaft für sich. In diesem Kreise wurde den gewöhnlichen Leidenschaften der Genußsucht gefröhnt. Wohlleben im Essen und besonders im Trinken, Liebeleien, Pferdeliebhaberei und Hasardspiel bildeten die Beschäftigung dieses Kreises, wie sich deren mehr oder weniger in jeder großen und reichen Stadt finden. Diesem Kreise gehörte seit einiger Zeit auch Kersting an. Zu seiner Ausbildung als Kaufmann war er nach Tannenheim als Volontair in ein großes Handlungshaus gekommen und hatte sich bald der genannten Genossenschaft angeschlossen.

Ehrenfried war ihm ein paar Mal begegnet, hatte aber keine Lust seine Bekanntschaft zu erneuern, da dieser ihn nicht grüßte, ihn also nicht kennen zu wollen schien.

Als eines Tages Oswald bei Ehrenfried war, trat Reibedanz ein, berichtete daß heute sein Geburtstag sei und lud die beiden Freunde ein ihm denselben feiern zu helfen, indem sie mit ihm auf ein benachbartes Dorf gingen, dessen Wirthshaus häufig von den Städtern besucht wurde. Oswald und Ehrenfried nahmen die Einladung an und alle drei wanderten nach dem Dorfe. Unterwegs sagte Reibedanz: „mit meiner Tragödie bin ich bald fertig, jetzt möchte ich ein großes Epos schreiben. Der Gedanke daran verfolgt mich Tag und Nacht."

„Oswald erwiederte: „die Aesthetiker behaupten ja daß ein Epos nur im Volke wurzeln, und daß die Kunstpoesie keines hervorbringen könne."

„Pah die Aesthetiker", sagte Reibedanz, „sie verstehen den Teufel von der Sache. Sie wollen dem Genie Regeln vorschreiben und haben diese Regeln doch nur von andern Genies gelernt. Kommt ein neues Genie, so macht es Neues ohne Regeln, und aus seinem Neuen machen dann die Aesthetiker wieder Regeln. Ich habe ein Epos im Kopfe, wie es noch nicht da gewesen ist. Klopstock besingt die Erlösung der Menschen und führt uns dabei in der ganzen Welt herum, bis in die entlegensten Sterne, Dante beschreibt uns den Himmel und die Hölle — ich aber gehe noch viel weiter als beide. Diese beschäftigen sich nur mit der bestehenden Welt, allein ich gehe noch weiter zurück in

die Ewigkeit bis in eine schon dagewesene und zertrümmerte Welt. Deßhalb soll mein Epos Kosmogonie heißen."

„Das ist ja die Wissenschaft von der Entstehung der Welt", erwiederte Ehrenfried.

„Ich muß mich deutlicher erklären", sagte Reibedanz, „wenn ihr mich verstehen sollt. Ihr wißt daß die Erde aus einem Dunstball in so und so viel Millionen Jahren sich zu ihrem jetzigen Zustande entwickelt hat. Sie hat also einen Anfang gehabt. Nach dem unverbrüchlichen Gesetze der Natur muß sie nun auch ein Ende haben. Die Geologen beweisen uns auch daß die Erde fortwährend Veränderungen unterworfen ist und diese Veränderungen müssen auf das Ende hinführen. Das Ende kann aber kein anderes sein, als daß die Erde sich wieder in die Dunst- oder Gasform auflöst, aus der sie entstanden ist. Da wir nun schließen müssen daß alle Himmelskörper ähnlich wie die Erde sich verhalten, so können wir annehmen daß sie sich dereinst alle auch wieder in Dunstform auflösen, mit einem Worte daß die ganze Schöpfung zertrümmert wird, d. h. sich in das Chaos, in die bloße Materie auflöst. Darauf wird aus der Materie eine neue Welt entstehen. Da nun aber die Ewigkeit keinen Anfang hat, so müssen wir annehmen daß schon vor der jetzigen Welt oder Weltgestaltung eine andere bestanden, die sich wieder in das Chaos aufgelöst hat, aus welchem die jetzige Welt entstanden ist. Ja wir müssen sogar annehmen daß von Ewigkeit her schon viele, schon unzählige Welten oder Weltgestaltungen dagewesen und immer wieder zer-

trümmert worden sind. Versteht ihr nun wo ich hinaus will?"

Oswald erwiederte: „du mühst dich ab den Begriffen Zeit und Raum eine Gestaltung zu geben, die wir einmal nicht ausdenken können."

„Falsch", entgegnete Reibedanz, „so weit will ich nicht. Aber die Welt, die vor unserer jetzigen war, will ich besingen, beschreiben, zum Stoff meines Gedichtes machen. Die Weltkörper sollen anders als unsere jetzigen gewesen sein, die Natur auf den Weltkörpern eine andere, als wir sie auf der Erde kennen."

„Ich wäre begierig", sagte Ehrenfried, „ob du etwas Neues ersinnen könntest, was die irdische Natur nicht wirklich aufzuweisen hätte."

„Erfinden", antwortete Reibedanz, „warum nicht? Der Phantasie steht ja der weiteste Spielraum offen. Können nicht die Weltkörper einer frühern Schöpfung nach ganz andern Gesetzen im Raume geschwebt haben? Wie nun wenn diese Weltkörper sich einander hätten nähern können? Wenn ihre Bewohner in Verkehr mit einander traten? In friedlichen und feindlichen? Denkt euch im ersten Falle daß die Bewohner zweier Weltkörper ihre Erfahrungen, ihre Geschichte mit einander austauschten. Welchen Reichthum von Anschauungen mußten sie bekommen! Oder denkt euch den zweiten Fall einer feindlichen Begegnung. Wenn die Bewohner von zwei Weltkörpern in Kampf mit einander geriethen! Was ist die wüthendste Seeschlacht gegen einen solchen Riesenkampf! Und dann welche anders ge-

staltete Natur kann man ersinnen! Welche paradiesische Zustände sind da zu erfinden! Welche höhere Organisation von Geschöpfen, die mit Vernunft begabt sind, die ich nicht Menschen nennen will, weil sie weit vollkommner sind als wir! Ich will nicht davon sprechen daß sie fliegen können, das haben schon die Märchenschreiber gedacht. Wenn sie sich aber mit der Schnelligkeit des Telegraphen von einem Orte zum andern bewegen könnten! Wenn sie über den Weltkörper, den sie bewohnen, dieselbe Macht hätten, wie ein Steuermann über sein Schiff, so daß sie im Raume ihn hinlenken könnten, wohin sie wollten! Wenn sie nun im Raume immer weiter fort flögen und immer keine Grenzen fänden, überall aber neue Welten! Wie uns bei einer Reise in der Ferne Berggipfel auftauchen und hinter diesen wieder andere und so fort, so würden den auf dem Weltball immer gerade aus Reisenden immer neue Weltkörpergruppen erscheinen, hinter diesen andere, und so fort in die Unendlichkeit!

„Und wenn dann die Zerstörung, die Vernichtung dieser ganzen ungeheuren Welt naht! Wenn dann die glühenden Massen von Billionen Sternen explodiren, welch ein Donner für das Ohr, welch ein Anblick für das Auge! Wenn ihr euch das glänzendste Feuerwerk tausend und tausend Mal glänzender denkt, so ist das nur der Brand eines Schwefelhölzchens gegen einen Ausbruch des Aetna! Begreift ihr nun welch ungeheurer Stoff das für eine reiche dichterische phantasie ist?“

Ehrenfried bemerkte: „phantastisch genug ist dein Einfall. Ich fürchte nur: so wenig dein Gedanke die Begriffe

der Unendlichkeit von Zeit und Raum fassen kann, wird die Phantasie deiner Leser deine ungeheuren Bilder nachdenken können.“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen waren die drei Genossen am Ziele ihrer Wanderung angekommen. Sie betraten das Gastzimmer des Wirthshauses, fanden dasselbe aber voll lärmender Gäste und ein gewaltiger Tabaksrauch schlug ihnen entgegen. Indem sie zögernd stehen blieben und sich nach einem Plätzchen umschauten, trat der Wirth auf sie zu und bat sie eine Treppe höher zu gehen, wo schon andere Herren und auch Studenten wären. Sie folgten diesem Winke. In dem obern Zimmer fanden sie hinreichend Platz, denn nur eine Gesellschaft von Spielenden saß an der der Eingangsthüre entgegengesetzten Seite. Es waren etwa sechs bis acht der jungen reichen Leute aus der Stadt und unter ihnen Kersting. Auch drei Studenten waren bei diesen und spielten mit Landsknecht.

Als Ehrenfried Kersting erblickte, wäre er am liebsten wieder umgekehrt, doch ließ sich das nicht thun ohne daß es zu sehr aufgefallen wäre. Die drei Genossen setzten sich also an die andere Seite des Zimmers und ließen sich Erfrischungen geben.

Unter den drei Studenten, die am Spiele Theil nahmen, war auch Birkenfeld, mit dem sich Ehrenfried geschlagen hatte. Als dieser die Eintretenden erkannte, kam er zu ihnen, begrüßte sie freundlich und fragte ob sie nicht mit spielen wollten. Ehrenfried lehnte das ab und jener sagte: „im Grunde hast du Recht. Ich bin mit Traun-

stein und Fischbach hier, die gestern ihre Wechsel erhalten haben. Sie wollten heute etwas kneipen und luden mich dazu ein. Nun sind wir hier an das verdammte Spiel gekommen und haben alle drei entschiedenes Pech. Ich bin ruhig, wage, also verliere auch nicht viel. Traunstein und Fischbach aber sind hitzig und reiten sich immer tiefer hinein. Und doch kann ich sie nicht wegbringen, denn sie wollen mit Gewalt wieder gewinnen was sie verloren haben. Uebrigens ist mir dieses entschiedene Unglück von uns unerklärbar. Ich fürchte beinahe die Kerle haben allerhand Kunstgriffe. Der eine namentlich, ein gewisser Kersting, hat ein fabelhaftes Glück so oft er Bank hält. Mir wird es peinlich hier, ich wollte ich könnte fort. Aber ich mag Traunstein und Fischbach nicht allein unter den Leuten lassen." Nach diesen Worten ging er an den Spieltisch zurück.

Das Spiel war sehr lebhaft. Zwar sprachen die Spieler im Allgemeinen nicht laut, zuweilen aber stieß ein Verlierender doch einen starken Fluch aus. Kersting hatte in der That ungemeines Glück. Mehrere seiner Genossen hatten bereits alles Geld verloren, was sie bei sich hatten und borgten wieder von Kersting, der sich dann immer einen Wechsel ausstellen ließ. Als einer der jungen Leute von Kersting Geld begehrte, sagte dieser: „gut, gegen einen Wechsel. Wie soll ich schreiben? Wann wollen Sie bezahlen?"

„Drei Tage nach dem Tode meines Vaters", rief der junge Mensch. Kersting erwiederte mit rohem Lachen:

„das nehme ich an, so viel ich weiß wird Ihr Alter die nächste Nacht nicht überleben."

„Das ist ja schändlich", sagte Oswald leise zu seinen Gefährten.

„Ja", erwiederte Ehrenfried, „das ist die tiefste Stufe sittlicher Verkommenheit. Während sein Vater auf dem Sterbebette liegt, fröhnt dieser Mensch der Leidenschaft des Spiels und setzt den Tod seines Vaters als eine Frist für Zahlung."

„Laßt uns gehen", sagte Reibedanz, „solche Unsittlichkeit verpestet förmlich die Luft."

Die drei Gefährten schickten sich an das Zimmer zu verlassen, als plötzlich Traunstein, der eine der Studenten, wüthend aufsprang, und Kersting, der noch die Bank hatte, zurief: „Sie haben betrogen, Sie haben eine Karte unten herausgezogen!"

Kersting wurde kreideweiß bei dieser Beschuldigung und rief: „Sie sind ein Unverschämter, den ich züchtigen werde!" Jetzt sprang auch Fischbach, der andere Student in die Höhe und schrie: „was für ein Ausdruck: züchtigen! Ihr Glück ist mir schon lange verdächtig! Und wenn Traunstein behauptet gesehen zu haben daß Sie eine Karte unten vorgezogen, so ist es wahr. Ein Student lügt nicht, das überläßt er den Söhnen Merkurs, des Gottes der Kaufleute und der Diebe." Mit diesen Worten waren allerdings die Genossen Kerstings mit beleidigt und ergriffen dessen Partei; der Streit entbrannte heftiger, die Kaufleute warfen mit Flaschen nach den Studenten, ja Kersting zog

ein Terzerol aus der Tasche. Da aber sprangen Ehrenfried, Oswald und Reibedanz zu, Oswald riß Kersting das Terzerol aus der Hand und Ehrenfried rief: „hier Studio! Nur unverzagt Commilitonen, wir helfen euch.“ Ohne diese Hülfe möchten die Studenten wol unterlegen sein, allein jetzt waren die Parteien auf beiden Seiten ziemlich gleich, und die jungen Kaufleute schienen keine Lust zu haben es auf einen Kampf ankommen zu lassen, besonders da die Stöcke in den Händen Ehrenfrieds und Oswalds nicht zu verachtende Waffen waren. Sie zogen sich daher in eine Gruppe zusammen, unschlüssig was sie beginnen sollten, während die Studenten ihrerseits eines Angriffs gewärtig waren.

Kersting hatte sich zu Oswald gedreht, der ihm das Terzerol entrissen hatte, diesen Augenblick benutzte Reibedanz um die Karte vom Tische zu nehmen.

„Was wollen Sie von mir“, schrie Kersting, „ich habe nichts mit Ihnen zu thun!“

„Aber ich mit Ihnen“, sagte Oswald, „auf Unbewaffnete schießen ist Mord!“

„Halt“, rief Reibedanz mit kräftiger Stimme, „halt, keiner rühre sich. Soll hier eine Schlägerei ausbrechen? Die Herren möchten schlecht dabei fahren, denn wir führen eine kräftige Faust. Also ist es am besten wir machen die Sache gütlich ab.“

„Sie haben uns betrogen“, schrie Traunstein.

„Das ist eine Lüge“, riefen einige Kaufleute, „beweisen Sie das!“

„Das will ich eben versuchen", sagte Reibedanz. „Hier ist die Karte, mit der gespielt worden ist. Von einem Taschenspieler habe ich mir einmal allerhand Kunststücke zeigen lassen und verstehe also auch wie man die Karten zeichnet. Ich bitte die geehrten Herren allseitig um Ruhe", fuhr er mit lächelndem Hohne fort, „ich will die Karten untersuchen."

Damit fühlte er jede einzelne Karte mit dem Zeigefinger sorgfältig an, sein Gesicht verzog sich zu einem boshaften Lächeln und endlich rief er: „dachte ich's doch, die ganze Karte ist gezeichnet."

In den Mienen der jungen Kaufleute zeigte sich offenbare Bestürzung, Kersting stand mit untergeschlagenen Armen da und zerbiß sich vor Wuth die Lippen.

„Das ist nicht möglich", rief einer seiner Genossen.

„„Sie können sich selbst überzeugen"", sagte Reibedanz ruhig, kommen Sie her. Hier fühlen Sie einmal in die Ecke der Dame -- fühlen Sie nichts?"

„„Ja, es ist wie ein Pünctchen im Papier.""

„Und hier in der Mitte der Zehn?"

„„Da ist wieder solch ein Pünctchen.""

„Und hier an der Seite des As?"

„„Ebenfalls solch ein Pünctchen.""

„Da haben Sie den Beweis. Will man die Blätter einer Karte zeichnen, so durchsticht man sie mit einer feinen Nadel an verschiedenen Puncten und macht diese Löcher wieder glatt. Sehen kann man diese dann kaum, aber fühlen, wenn man weiß daß sie da sind. Uebt man sich

nun ein wenig, so kann man am Gefühl erkennen, welche Karte man in der Hand hat. Nichts ist dann leichter als eine Karte unten vorzuziehen statt von oben herab. Hier ist eine gezeichnete Karte, nach allen Regeln der Taschenspieler gezeichnet, also ist betrogen worden."

„Der Beweis ist vollkommen geführt", rief Birkenfeld, „und um ihn zu vervollständigen, bemerke ich daß Herr Kersting die Karte mitgebracht hat, mit der gespielt worden ist."

Kerstings Genossen waren von dieser Enthüllung sehr betroffen. Sie hatten von falschem Spiel auch keine Ahnung gehabt und blickten ungewiß auf den entlarvten falschen Spieler. Reibedanz aber fuhr ruhig fort: „der Streit, der sich in dieser verehrlichen Gesellschaft entsponnen hat, schlichtet sich sehr leicht. Herr Kersting giebt seinen unrechtmäßigen Gewinn wieder heraus und die Sache ist abgemacht."

„„Und wenn ich es nicht thue"", sagte Kersting mit verbissenem Murmeln.

„Je nun", entgegnete Reibedanz kaltblütig, „diese gezeichnete Karte und die Aussagen dieser verehrlichen Gesellschaft werden dem Polizeirichter Beweis genug sein wegen falschen Spiels ein Urtheil zu fällen."

„Sie können nichts anzeigen", murmelte Kersting, „Sie sind dann selbst strafbar wegen verbotenen Hasardspiels. Ich lasse mich nicht verblüffen!"

„Wie viel haben Sie verloren" fragte Reibedanz gemüthlich.

„Dreihundert Thaler", sagte Traunstein.

„Ich dreihundertundvierzig", rief Fischbach.

„Nun sehen Sie, Herr Kersting", sagte Reibedanz lächelnd, „wenn diese Herren wegen Hasardspiels zur Untersuchung kommen, bezahlen sie zwanzig Thaler Strafe, oder gehen ein paar Tage ins Carcer. Damit sie nun die Strafe bezahlen können, müssen Sie ihnen nothwendig das abgeschwindelte Geld wiedergeben."

„Und mir meinen Wechsel", rief einer der Kaufleute.

„Mir auch, mir auch", riefen noch einige andere.

Kersting erstickte fast vor Grimm. Er, der hochmüthige Mensch, sah sich auf das Tiefste gedemüthigt, an den Pranger gestellt falschen Spiels wegen, seine eigenen Genossen wandten sich von ihm ab, und er sah kein Mittel sich aus dem Handel zu ziehen, als indem er die gemachte Forderung erfüllte. Er suchte sich zu fassen und sagte dann mit zitterndem Tone: „der Schein spricht gegen mich, ich will es nicht versuchen ihn zu entkräften. Ich will den Herren ihr Geld zurückgeben, dann aber bleibt die Sache unter uns."

„Der Vorfall bleibt unter uns, versteht sich", rief lachend Reibedanz, „aber nicht das Geld. Das müssen die Herren ausgeben an Schuster, Schneider, Kaufmann und so weiter, die gewiß schon sehnsüchtig darauf warten."

Dieser Spott verletzte Kersting im Innersten, allein er hatte keine Waffen dagegen und zahlte den beiden Studenten das verlorene Geld zurück. Sobald das geschehen war überreichte Reibedanz Kersting die gezeichnete Karte und

sagte: „hier ist das corpus delicti. Unser Geschäft ist abgemacht. Wie sich die Herren unter einander verständigen wollen geht uns nichts an.“

Damit verließen die Studenten das Wirthshaus und traten ihren Heimweg an. Traunstein und Fischbach erschöpften sich in Danksagungen gegen die drei Freunde die sie aus so peinlicher Lage gerettet hatten. Man ging in ein Weinhaus und man versprach sich ewige Freundschaft.

Als Ehrenfried mit Oswald und Reibedanz nach Hause ging, sagte er: „das hätte ich Kersting doch nicht zugetraut. Ich kenne ihn als hochmüthig, hartherzig, gemüthlos, aber daß er, der reiche junge Mann zum Betrüger werden konnte hätte ich nicht für möglich gehalten.“

„Mir ist es sehr begreiflich“, sagte Reibedanz, „seine tolle Verschwendung hat ihn in Schulden gestürzt, sein Vater wird ihm viel, aber doch nicht so viel geben, als er verschwendet, was bleibt da übrig als das Verbrechen oder Selbstmord?“

Kersting verließ am andern Tage Tannenheim.

17.

Konradine hatte am zweiten Tage, nachdem sie an ihrem Bestimmungsorte angelangt war, an Ehrenfried ein paar Zeilen geschrieben, worin sie ihm den glücklichen Verlauf ihrer Reise meldete. Seit der Zeit waren einige Wochen verstrichen ohne daß Ehrenfried eine weitere Mit-

theilung erhielt, so daß er schon besorgt wurde. Endlich bekam er nachfolgenden Brief.

Mein lieber Ehrenfried.

Du wirst wol längst ein Schreiben von mir erwartet haben, worin ich Dir Ausführliches über mich und meine Stellung mittheilte. Dennoch habe ich bis heute gezögert Dir zu schreiben, da ich erst jetzt mir selber über meine Lage klar geworden bin. Nun will ich Dir aber auch genau alles mittheilen, Gutes und Böses, was mir widerfahren ist. Zuerst also das Geständniß daß ich schon während der Reise und in den ersten Wochen meines hiesigen Aufenthaltes ein tüchtiges Heimweh gehabt habe. Unser stilles Häuschen, unser stiller Familienkreis erschienen mir in der Erinnerung so unendlich schön, die übrige Welt dagegen so kahl und todt, daß mir die Thränen ausbrachen, so wie nur der Gedanke an die Heimath mir durch die Seele flog. Ich mußte mich sehr zusammen nehmen meine Thränen zu verbergen, denn einige Male, als ich es nicht vermochte, begegnete ich sehr sonderbaren, ja mißbilligenden Blicken, ja ich mußte einige boshafte Fragen anhören. Das Heimweh habe ich nun glücklich überwunden. Nicht daß ich nicht oft an das Vaterhaus und Dich dächte, der Du jetzt darin waltest, nein, meine Gedanken kehren oft nach der theuren Heimath zurück; allein das seltsame Sehnen, die seltsame Wehmuth, die das Heimweh ausmachen, sind milder geworden, meine Gedanken haften nicht mehr immer und immer nur an der Vergan-

genheit, ich lebe mehr in der Gegenwart, schaue auch zuweilen in die noch verhüllte Zukunft. Vielleicht wirst Du lächeln daß ich Dir so genau die Empfindungen beschreibe, die ich genährt, die mich beherrscht haben, allein Du bist ja jetzt der einzige Mensch auf der ganzen Erde, dem ich anvertrauen kann was ich fühle, und sich jemandem anzuvertrauen ist ein Bedürfniß. Ich kann Dir gestehen, indem ich jetzt schreibe, wird mir recht wohl zu Muthe. Es ist mir als wälze sich mir eine Last von der Seele, da ich endlich aussprechen kann was mich so lange gedrückt hat. Und wenn Du auch lächelst, weiß ich doch daß Du mit mir empfindest und mich verstehst.

Doch weiter. Die Verhältnisse, in die ich hier gekommen bin, traten mir in der ersten Zeit auf die unangenehmste, widerwärtigste Weise entgegen. Ob ich gegen dieselben empfindlicher war, weil ich Heimweh hatte, oder ob ich Heimweh bekam, weil mir die Verhältnisse unangenehm erschienen will ich nicht untersuchen. Genug ich fühlte mich recht unglücklich und wäre am liebsten gleich wieder abgereist. Ich überlegte indessen daß es einen bösen Schein auf mich werfen würde, wenn ich nach kurzer Zeit meine Anstellung aufgäbe, denn man konnte ja nicht wissen ob ich freiwillig oder genöthigt ausgeschieden sei. Auch hatte ich die beiden kleinen Mädchen lieb gewonnen, zu deren Erziehung ich berufen bin. Während ich so hin und her schwankte fiel mir plötzlich ein daß mein guter Vater einmal gesagt hatte: alle Dinge auf der Welt hätten zwei Seiten, man müsse immer die Seite aufsuchen, die

einem am angenehmsten wäre. Ei, dachte ich weiter, nimm einmal die Verhältnisse statt von der unangenehmen, von der heitern, der humoristischen Seite — und siehe da, es ging.

Das anfangs Peinliche der Verhältnisse ging von der Frau vom Hause aus. Dieselbe ist nehmlich hochmüthig ihres großen Reichthums wegen, zugleich aber geizig, so geizig, daß ich alles erst selbst erfahren mußte, ehe ich's glaubte. Da ich in Tannenheim als Lehrerin überall mit der höchsten Achtung behandelt wurde, kannst Du Dir denken wie mich ein kalt hochmüthiges Betragen verletzen mußte. Als ich aber erkannte daß ich, verzeihe das Selbstlob, an Gemüth und Kenntnissen über meiner Herrin stand, ward es mir leicht die Verhältnisse in humoristischem Licht zu betrachten. Ich will Dir dieselben nun näher beschreiben.

Ich kam hier mit einem Lohnkutscher an und fuhr geradezu auf das Schloß. Dieses ist groß, schön gebaut und hat auch sehr prächtig eingerichtete Zimmer, die aber stets verschlossen sind und nur bei Festlichkeiten für Gäste geöffnet werden. Die Zimmer, die wirklich zur Wohnung dienen, sind sehr einfach eingerichtet und es kommt mir vor als sei bei uns überall mehr Beqnemlichkeit und Behaglichkeit gewesen. Es war Nachmittags, als ich ankam. Ein Bedienter trug mein Gepäck auf das mir angewiesene Zimmer und hieß mich ihm folgen. Aus verschiedenen Fenstern guckten neugierige weibliche Gesichter heraus, die mich musterten, als ich über den Hof ging. Auch wurden einige Urtheile über mein Aussehen und meinen Anzug

laut. Doch schienen sie nicht allzu ungünstig auszufallen, obwol meine Kleidung manchen Tadel erfuhr, da ja der Anzug einer Frau das unerschöpfliche Thema der Kritik für andere Frauen bildet, und die Kritik immer mehr tadelt als lobt. Mein Zimmer ist einfach, aber nicht unfreundlich, und hat den Vorzug die Aussicht in den Garten und über diesen hinweg in Wald und Wiesen zu bieten, was mich sehr beglückt.

Der Diener, dessen Livrée, wie ich mit dem gewöhnlichen weiblichen Scharfblick für das Kleine sogleich bemerkte, etwas abgeschabt war, bedenkliche Flecken hatte und nicht recht saß, weil er sie, wie ich später erfuhr, von seinem Vorgänger geerbt hatte, der größer und dicker gewesen war, der Diener also sagte mir: er sei angewiesen mich hierher zu führen und dann der gnädigen Frau zu melden. Er ging, und ich, in der Erwartung gleich gerufen zu werden, beeilte mich meinen Anzug zu ordnen. Doch es verging geraume Zeit, ehe ich gerufen wurde. Ich öffnete meine Thüre um zu hören ob niemand komme, und ein köstlicher Geruch von Kaffee drang mir in die Nase. Ich freute mich zur rechten Zeit gekommen zu sein, denn eine Tasse Kaffee war mir nach dem langen Fahren wahrhaft Bedürfniß. Ach meine Freude war vergeblich. Man brachte mir keinen Kaffee und als ich endlich zur gnädigen Frau hinunter gerufen wurde, begegnete mir im Gange ein anderer Diener, der eben das Kaffeegeschirr aus dem Zimmer nach der Küche trug. Ich warf einen wehmüthigen Blick auf die Kannen und Tassen und mußte mich

damit trösten, daß Entsagung und Entbehren eine christliche Tugend ist. Ich trat in das Zimmer. Auf dem Sopha saß eine lange, hagere Frau, mit einer großen, mit Blumen überreich verzierten Mütze. Als ich mich verneigte nickte sie leicht mit dem Kopfe und sagte: „Sie sind Mamsell Volkner?"

„„Ja.""

„Sie sind noch nicht in Condition gewesen?"

„„Nein.""

„Sie können sich setzen."

Ach Ehrenfried, so hatte noch niemand mit mir gesprochen. Die widrigen Wörter Mamsell und Condition hatte ich in Bezug auf mich noch niemals gehört. Und die Mamsell bleibt mir, denn das ganze Haus nennt mich so. In den stechenden grauen Augen der Frau war auch nicht ein Schimmer von Freundlichkeit und Wohlwollen. Das Herz schnürte sich mir förmlich zusammen bei diesem Empfange.

Die Frau fuhr fort: „ich habe Sie dennoch genommen, weil mir Ihr Vormund schreibt daß er für Ihre Fähigkeiten und Ihr gutes Betragen einstehen werde. Es thut mir leid daß Sie zu spät zum Kaffee gekommen sind, Sie müssen sich nun bis zum Abendessen gedulden. Ich will Ihnen jetzt gleich die Hausordnung mittheilen, nach der Sie sich zu richten haben. Des Morgens frühstücken Sie mit Ihren Zöglingen auf dem Kinderzimmer. Mittags und Abends essen Sie und die Kinder mit uns. Nur wenn Gäste da sind entbinde ich Sie von dieser Verpflich-

tung. Man wird Ihnen dann auf Ihrem Zimmer etwas auftragen."

Trotz ihrer Herzlosigkeit mochte sie doch fühlen daß etwas Verletzendes für mich in dieser Anordnung lag und sie fügte hinzu: „ich kann Ihnen nicht zumuthen so viel Geld auf Ihre Kleidung zu verwenden, als nöthig wäre, wollten Sie bei diesen großen Tafeln erscheinen."

Ich war so gedemüthigt durch den Empfang der Frau daß ich ihr für diese Art von Entschuldigung im Innern förmlich Dank sagte. Die Frau klingelte darauf und ließ meine Zöglinge rufen. Es waren zwei Mädchen, das eine zwölf, das andere zehn Jahre alt. Sie erschienen in etwas ausgewaschenen Kleidern und schauten mich neugierig nach Kinderart an. „Das ist eure Mamsell", begann die Dame, „die euch von nun an unterrichten wird." Ich stand auf, reichte ihnen die Hand und sagte: „ich habe mich recht gefreut zu euch zu kommen, denn ich hoffe ihr sollt mich recht lieb gewinnen, und dann wollen wir recht viel zusammen lernen." „Wir wollen auch lernen", sagte Marie, die älteste, „aber wir dürfen doch noch im Garten spielen", setzte Bertha, die jüngste, hinzu. „Gewiß", erwiederte ich, „ich spiele mit euch, und dabei kann man immer lernen. Wenn eure Frau Mutter erlaubt, gehen wir gleich in den Garten, den sollt ihr mir zeigen, denn ich weiß noch nicht Bescheid." Die Frau Mutter hatte nichts einzuwenden, die Kinder ergriffen meinen Vorschlag mit großem Vergnügen und so entfernte ich mich mit ihnen. Sie führten mich nun überall herum, im Hofe, in den

Ställen, im Garten, auf den Wiesen und hatten augenscheinlich großes Vergnügen daran mir alles zeigen und erklären zu können. Indem ich mich ihnen so harmlos hingab und nicht gleich die Lehrerin spielte, glaube ich das beste Mittel angewandt zu haben ihr Vertrauen zu erwerben. Sie hängen jetzt mit großer Liebe an mir, und es macht mir wahrhaftes Vergnügen sie zu unterrichten und — zu erziehen. Denn, lieber Ehrenfried, der bloße Unterricht thut es nicht, wenn nicht die Erziehung dazu kommt. Ich habe darüber so meine eigenen Gedanken, die ich Dir vielleicht einmal später mittheile.

Gegen acht Uhr Abends wurde ich zur Abendtafel gerufen. Der Name Abendtafel klang recht hübsch, die Sache aber entsprach der hochtrabenden Bezeichnung nicht. Bei Tische waren der Herr und die Frau vom Hause, die Kinder und ich. Der Herr ist im Hause ohne alle Bedeutung. Er war ein armer Officier, der von ihrem großen Reichthum geblendet seiner Frau seine Hand gab. Letztere hat durchaus die Herrschaft in den Händen und er ist nur der oberste Verwalter des Gutes. Bei Tische also gab es zuerst eine Suppe. Aus was sie und nach welchen Regeln des Kochbuchs sie bereitet war, vermochte ich nicht zu entziffern, doch so viel schmeckte ich heraus, daß ihr Hauptbestandtheil reines Wasser sein mußte. Dann folgten fünf Eier. Fünf Personen waren wir, selbst ein Mensch ohne alle Schulkenntnisse vermochte auszurechnen wie viel auf jede Person kam. Als dritten Gang gab es Brod mit Wurst. Butter sei Abends sehr schädlich,

sagte mir dabei die gnädige Frau. Das Brod war mit wahrer Meisterschaft in möglichst dünne Stücke geschnitten, doch übertraf die gnädige Frau diese Meisterschaft noch, als sie die Wurst in Scheibchen theilte. Fünf Personen, fünf Scheibchen Wurst. Nachdem ich meinen Antheil verzehrt, nahm die gnädige Frau die Wurst und das Messer und fragte mich ob ich noch ein Stückchen begehre. Das Beben ihrer Stimme verrieth aber eine solche Seelenangst ich könnte Ja sagen, daß mich tiefes Mitleid ergriff und ich dankte. Mit freudiger Genugthuung legte sie die Wurst auf den Teller, und hat von diesem ersten Abend den Maßstab meines Hungers genommen, denn niemals hat sie mir wieder ein zweites Stückchen Wurst angeboten Ach wäre ich doch das erste Mal nicht mitleidig gewesen! Zum Abendtrunke bekam der Herr ein Glas Bier, das offenbar aus dem nahe liegenden Wirthshause geholt war, denn das Gefäß in dem es erschien, war ein gewöhnlicher Krug, wie er in Schenken gebräuchlich ist. Die gnädige Frau trank das dem gnädigen Herrn zu, bei welchem Schlucke etwa ein Drittel des Inhalts verschwand. Diese Art des Abendessens wird nun mit pünctlicher Genauigkeit alle Abende eingehalten, Suppe, Eier, Wurst und Brod und Bier für den Herrn und die Frau. Wir andern bekommen zum Trinken ungekochte Suppe, d. h. Wasser. Da ich einmal beim Küchenzettel bin, — Du weißt, ein solcher hat für uns Frauen große Wichtigkeit, und wirklich erkennt man aus demselben den ganzen Zuschnitt eines Haushaltes, — so will ich Dir noch mehr von demselben be-

richten. Des Morgens erhalte ich mit den Kindern Kaffee, dessen Recept noch aus den Zeiten der Continentalsperre herzustammen scheint, wo, wie mir mein Vater erzählt hat, die berühmte Erfindung der Cichorie und der gebrannten Mohrrüben gemacht worden ist. Zum Glück bekommen wir reichlich Milch, und zwar Ziegenmilch. Obgleich auf dem Gute etwa dreißig Milchkühe stehen, so wird doch von diesen nichts zum Gebrauche für das Haus verwendet, die Milch dieser Kühe wird in Butter und Käse verwandelt und trägt zur Ernährung der Bewohner der nächsten Stadt bei. Die gnädige Frau hat mir auseinander gesetzt wie viel eine Kuh an Futter, Wartung u. s. w. koste und wie viel sie dafür an Butter und Käse einbringen müsse. Demnach wäre es eine unverantwortliche Verschwendung wenn man von der Kuhmilch selbst Gebrauch mache, die einen bestimmten Geldwerth habe. Ziegenmilch könne man sich eher erlauben, denn eine Ziege koste so gut wie nichts an Futter. Was eine Ziege fresse wachse verloren umher an Zäunen und in Gräben. So wenig ich mich der gnädigen Frau an Gemüth verwandt fühle, so muß ich ihrer Kunst zu rechnen doch volle Anerkennung widerfahren lassen.

Des Morgens also haben wir reichlich Milch und eine Art Weißbrod in großen Laiben, das gar nicht übel schmeckt. Ich komme zum Mittagessen. Da hier im Hause vieles zwar ärmlich ist, nichts aber ärmlich aussehen soll, so hat das einen etwas andern Anstrich. Zunächst gibt es Suppe. Da ist es mir nun manchmal vorgekommen als

ob Mittags die Suppe vom vergangenen Abend wieder aufgewärmt worden sei, andere Male habe ich geglaubt die Abendsuppe sei ein aufgewärmter Rest vom Mittage. Eine genaue Entscheidung zu geben getraue ich mir aber nicht. Die gnädige Frau ermahnt immer viel Suppe zu essen, das sei gesund. Wirklich sehen die Leute hier sehr gesund aus. Das Wasser in der Gegend muß vortrefflich sein. Als zweites Gericht giebt es Rindfleisch. Zweimal in der Woche kommt ein tüchtiges Stück davon frisch gekocht auf den Tisch. Daß es nicht aufgegessen wird besorgt die Vorschneiderin, die gnädige Frau. An den andern Tagen erscheinen die Reste dieses Rindfleisches in verschiedenen Gestalten als zweites Gericht, entweder kalt aufgeschnitten oder auch zu einem Ragoût verarbeitet, bei dem allerdings Zwiebeln das Hauptgewürz bilden. Zum dritten gibt es eine Mehlspeise, der man aber immer anmerkt daß die Erzeugnisse der Milchwirthschaft von den gefräßigen Stadtbewohnern verzehrt werden und uns nicht zu Gute kommen. Zum vierten giebt es dann einen Braten. Hier reicht ein frischer für die Woche aus, der Sonntags auf den Tisch kommt, und in den Wochentagen wiederum kalt aufgeschnitten, aufgewärmt, als Ragoût u. s. w. erscheint. Die vom Tische abgenommenen Speisen werden nicht aus dem Zimmer gebracht, sondern auf einem Nebentische aufgestellt. Nach Tische werden sie dann in die Speisekammer gebracht, wo die gnädige Frau sie eigenhändig einschließt. Die Speisekammer hat ein vortreffliches Schloß, das nicht leicht zu öffnen ist und ein

tüchtiges Gitter vor dem Fenster. Bei Tische wird dann Wein getrunken. Du erschrickst vielleicht und fürchtest ich könnte mich dem Laster des Trinkens ergeben? Sei außer Sorge, lieber Ehrenfried, es bekommt niemand Wein als der Herr und die gnädige Frau. Er trinkt regelmäßig zwei Gläser. Ob diese Mäßigkeit ganz freiwillig ist weiß ich nicht, glaube es aber nicht. Die gnädige Frau trinkt ein Glas, das sie mit Wasser mischt. Mir wurde nicht einmal ein Glas hingesetzt. Ich fand mich dadurch anfangs sehr verletzt und nachdem ich im Hause bekannter geworden war, sagte ich eines Tages: „gnädige Frau, ich fühle mich herabgesetzt daß ich kein Weinglas Mittags bekomme.“ Sie sah mich erschrocken an und erwiederte: „es ist nicht gebräuchlich in meinem Hause (sie sagt nie „in unserm Hause“) daß die Dienerschaft Wein erhält, auch steht nichts davon in Ihrem Vertrage.“ Ich erwiederte ruhig: „wenn Sie mich auch zur Dienerschaft rechnen, so dürfen das doch meine Zöglinge nicht. Sie sollen mir Achtung und Gehorsam beweisen, wie kann ich das fordern, wenn ich von Ihnen selbst herabgesetzt werde? Sitze ich an Ihrem Tische, so bin ich entweder Ihr Gast oder ein Hausgenosse, der über der Dienerschaft steht, die in der Küche ißt. Dann aber gebührt mir die gleiche Achtung wie Ihnen. Ich bitte nochmals dringend um ein Weinglas, blos meiner lieben Zöglinge wegen.“ „Aber mein Gott“, rief sie, „in diesen theuren Zeiten“ — „beruhigen Sie sich“, fiel ich ihr ins Wort, „ich trinke niemals Wein, ich verlange nur ein Weinglas.

Wenn der Bediente mir Wein anbietet, werde ich jedes Mal danken.“ Sie besann sich einen Augenblick, dann bewilligte sie meine Forderung, indem sie bemerkte: es könne aber doch bei dem Mehrgebrauch von Gläsern ein Glas mehr zerbrochen werden. Ich fürchtete indessen nicht durch meine Forderung eine mögliche Schädigung ihres Vermögens zu veranlassen, da sie den Werth jedes zerbrochenen Stückes Geschirr den Dienstboten am Lohne abzieht. So ist denn die Einrichtung geblieben. Ich bekomme mein Weinglas, der Bediente nähert sich mir fragend jeden Mittag mit der Flasche, ich neige dankend mein Haupt. Die Komödie ist vortrefflich einstudirt, und doch sagen mir die ängstlichen Blicke der gnädigen Frau jedes Mal daß sie fürchtet: ich könnte einmal aus der Rolle fallen und das Danken vergessen. In dieser Weise geht denn unser Mittagsmahl, bedient vom Kutscher und Bedienten in Livrée, mit etwas Etikette zu Ende. Gesprochen wird nicht viel bei Tische, da der Herr seinen Mund nur zum Essen braucht und die Frau jedes Stückchen Fleisch oder Brod mit genauem Blick verfolgt, ob es seinen Weg in irgend welchen Magen oder zu den wohl zu bewachenden Ueberbleibseln findet.

Du siehst, lieber Ehrenfried, daß ich die Verhältnisse mit glücklichem Humor auffasse. In diesem Sinne habe ich noch einen andern Streitpunct geschlichtet. Nach dem Abendessen bringe ich meine Kleinen zu Bette und pflege dann noch ein paar Stunden zu lesen oder zu arbeiten. Eines Tages sagte mir die gnädige Frau: „Mamsell, ich habe gestern nach eilf Uhr noch Licht in Ihrem Zimmer bemerkt,

ich kann nicht zugeben daß Sie so spät aufbleiben.“ Ich erwiederte: „gnädige Frau, ich bin gewohnt meine Pflicht ganz streng zu erfüllen und darum widme ich den ganzen Tag meinen Zöglingen. Allein ein paar Stunden muß ich doch für mich haben. Sie wissen ein Frauenzimmer hat immer etwas zu nähen, auch kann ich nicht Unterricht geben, wenn ich nicht meine Hefte und Bücher wieder nachlese.“ „Das klingt recht gut“, entgegnete sie, „aber es wird doch bei dem nächtlichen Arbeiten zu viel Licht verbrannt.“ „Dem kann abgeholfen werden“, entgegnete ich, „ich werde das Licht aus meiner Tasche bezahlen.“ Damit war sie zufrieden und ich kann jetzt Abends zwei Lichter brennen, da ich bisher aus Furcht vor ihrem Geize nur eins brannte, bei dem ich wirklich schlecht sah.

Von dem gewöhnlichen Leben auf dem Schlosse wirst Du jetzt einen Begriff haben. Doch kommt auch Ungewöhnliches vor. Bei allem Geiz sind wir doch reiche Leute und wollen das zuweilen zeigen. Auch werden wir hier und da anderwärts eingeladen und müssen das erwiedern. So giebt es denn, wie ich erfahren habe, sechs bis acht Mal im Jahre große Gasterei. Eine davon habe ich erlebt. Ich sage erlebt, denn ich habe sie nur aus der Ferne gesehen, da ich mit meinen Zöglingen auf unserm Zimmer bleiben mußte. Es war ein großes Mittagessen. Schon den Tag vorher sah ich Kuchen und Torten in das Schloß bringen, auch Fasanen und Truthühner, die sich noch im Tode wunderten in ein Schloß zu gelangen, zu dem sie sonst keinen Zutritt hatten. Mittags fuhren dann viele

Gäste aus der Stadt und von benachbarten Rittergütern an. Die Staatszimmer waren geöffnet. Kutscher und Bediente, auch der Gärtner und Jäger prangten in neuen Livréen, die zu anderer Zeit in einem festverschlossenen Kleiderschranke ihr dunkles Dasein verträumen. Der Herr erschien in Uniform, die Frau mit Diamanten. Aus der Küche quollen allerhand süße Bratendüfte, die sich in dem ihnen unbekannten Schlosse gar nicht zurecht zu finden wußten. Bei einem Blicke in das Tafelzimmer, der mir im Vorübergehen gestattet war, bemerkte ich viel Silber und glänzendes Porzellan auf dem Tische, und ganze Batterien von Flaschen harrten des Angriffs der Gäste. Ich ging in den Garten. Als ich bei den Ställen vorüberkam, deren Hinterwände nach dem Garten zu liegen, hörte ich das Brummen mehrerer Kutscher. „Wenn ich wieder hierher fahre", schrie einer, „so nehme ich mir Hafer mit. Zwei Stunden bis hierher gefahren, den ganzen Tag warten müssen und gegen Abend wieder zurück fahren — und da geben sie einem eine halbe Metze Hafer für das Pferd. Das ist ja Bettelpack in dem Schlosse."

Ich eilte vorüber zu kommen, damit meine kleinen Mädchen diese Reden nicht hörten. Oben glänzendes Silber und feine Weine und unten hungernde Pferde! Dieser Gegensatz bezeichnet recht genau unsere Verhältnisse.

Gegen sechs Uhr Nachmittags war die Tafel zu Ende, die Gäste entfernten sich und nun begann eine fast fieberhafte Thätigkeit der gnädigen Frau, die ich verstohlen von meiner Treppe mit ansehen konnte und die mir fast Mit-

leid einflößte. Es galt aufzuräumen und die Ueberbleibsel der Speisen und Getränke in Sicherheit zu bringen. Zuerst mußte alles Silberzeug nachgezählt und vorläufig in Verschluß gebracht werden, bis es am andern Tage unter strengster Aufsicht gereinigt werden konnte. Ein fehlender Eßlöffel erregte einen stürmischen Auftritt. Zum Glück fand er sich wieder. Dann wurde das Geschirr einer Besichtigung unterworfen. Zwei Teller und drei Gläser waren zerbrochen. Jetzt gab es Untersuchung. Der eine Teller kam auf Rechnung des Gärtners, der zweite auf Rechnung des Kutschers. Auch die drei Gläser sollten die Dienstboten bezahlen. Dabei aber waren sie einstimmig daß diese von den Gästen selbst zerbrochen worden, und die arme Frau mußte sich seufzend darein fügen diesen Verlust selbst zu tragen. Nun hieß es die Ueberbleibsel der Speisen in die Speisekammer bringen. Das war die härteste Aufgabe. Die arme Frau mühte sich überall zu sein, die Augen auf jede Schüssel zu heften, was ihr natürlich nur zum Theil gelang. Als dieß geschehen war, verschloß sie den Speisesaal und blieb allein darin zurück. Was sie da gemacht hat kann ich nicht behaupten, allein ich hörte den Bedienten flüstern daß sie die Weinreste aus den verschiedenen Flaschen zusammen gösse. Am andern Tage bemerkte ich den Wirth aus dem nahegelegenen Gasthause im Hofe, der einen Handwagen und einen Knecht bei sich hatte. Er ging mit der gnädigen Frau in die Speisekammer und diese verkaufte ihm hier einen großen Theil der übrig gebliebenen Speisen, die er recht gut an seine

Gäste portionenweise verabreichen konnte. Die andern Reste dienten wenigstens noch acht Tage unser gewöhnliches Mittagsmahl zu verschönern. Und doch hatte sie nicht alle Reste retten können, denn sie behauptete daß die diebische Dienerschaft viel bei Seite gebracht hätte. Mit dieser lebt sie in dieser Beziehung in fortwährendem Kriege. Sie ist immer voll Argwohn bestohlen zu werden — und das mag wol auch zuweilen geschehen. Ich möchte deßhalb über die Dienerschaft nicht den Stab brechen. So viel ich weiß werden sie schlecht genährt. Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Mehlbrei ist alles, was sie bekommen, und das Stück Speck, was Sonntags gereicht wird, rechnet sich die gnädige Frau als große Freigebigkeit an. Es hält auch niemand lange in ihren Diensten aus, und hat sie denen nicht getraut, die einige Zeit bei ihr waren, so traut sie denen noch weniger, die neu bei ihr eintreten.

Ach lieber Ehrenfried, indem ich Dir dieß alles schreibe, beschleicht mich ein tiefes Mitleiden mit dieser Frau. Die Leidenschaft des Geizes ist doch die unseligste von allen. Diese Frau besitzt nicht ihren Reichthum, der Reichthum besitzt sie. Sie ist die Sclavin, die Magd desselben. Wenn ich es recht bedenke, hat diese Frau doch keine, gar keine Freude auf der Welt. Und ich habe meine schönen einsamen Abendstunden, habe die Freude am Gedeihen meiner Zöglinge, habe eine Stunde des Tages, wo ich am Klavier sitzen kann und habe — — — nun ja, ich will es ausschreiben, habe Dich, das Andenken an Dich und die Gewißheit daß auch Du meiner gedenkst.

Mein lieber Bruder, mein Brief ist recht lang geworden. Ich habe mehrere Tage daran geschrieben. Vielleicht findest Du daß ich viel zu ausführlich gewesen bin und Dir eine Menge Kleinigkeiten mitgetheilt habe, die auf gar keine Theilnahme bei Dir rechnen können. Du kannst Recht haben. Aber das Schreiben an Dich war mir ein wahrer Genuß. Ich hatte so sehr das Bedürfniß mich mitzutheilen, daß ich immer fort schrieb. War ich es doch seit Jahren gewohnt mit Dir und dem Vater meine Gedanken auszutauschen, an Euren Gedanken meine eigenen zu entwickeln und stehe mit einem Male so allein. Hier habe ich ja niemanden, der mich verstünde, selbst wenn ich sprechen wollte, und alles was mich bewegt, was ich denke und fühle, was ich sonst Euch mittheilen konnte, muß ich jetzt still in mich verschließen. Erkläre Dir so mein langes Schreiben und Du wirst es begreiflich finden. Sieh, Ehrenfried, jetzt, wo ich mich zum Schlusse des Brieses anschicke, kann ich doch nicht dazu kommen. Es ist mir als hätte ich Dir noch tausenderlei zu sagen, und es ist mir, indem ich schließen will, wie Trennung und Abschied zu Muthe. Wenn Du das vielleicht kindisch findest, so schreibe es auf Rechnung meiner Einsamkeit.

Aber nein, ich muß ein Ende finden. Lebe wohl, Ehrenfried, denke meiner, schreibe mir bald und stelle Dir vor daß ein Brief von Dir mir einen Festtag bereitet. Lebe wohl, tausend Mal wohl. Ich bin und bleibe

Deine treue Schwester

Konradine.

19.

Eines Tages kam Reibedanz zu Ehrenfried und brachte ein großes auf das Feinste in rothen Maroquin gebundenes und mit Goldschnitt verziertes Buch mit.

„Da haben wir es“, rief er, indem er das Buch auf den Tisch warf.

„Was haben Sie,“ fragte Ehrenfried.

„Die Direction schickt mir meine Tragödie zurück“ sagte Reibedanz ärgerlich, „bedauert sehr, hat schon zu viel Neuigkeiten angenommen.“ Faule Redensarten weiter nichts. Kenne das Getriebe, durchschaue alles. Da haben sie ein Lesecomittée, das muß die neuen Stücke beurtheilen. Zuerst ist da ein, vielleicht sind zwei Regisseure. Der eine spielt gern Komödie. Ist keine dankbare Rolle in dem Stücke, gibt er ein abfälliges Urtheil. Der andere bevorzugt eine gewisse Schauspielerin. Ist keine gute Rolle für die darin, so macht er ein bedenkliches Fragezeichen auf das Circular, wodurch abgestimmt wird. Ist aber gar eine Rolle für die Nebenbuhlerin jener Schauspielerin darin, so entscheidet er sich geradezu gegen das Stück. Dann ist ferner ein hochgebildeter „Literat“ in dem Lesecomittée, der entweder wirklich Dramaturg heißt oder doch die Geschäfte eines solchen betreibt. Dieser Mann steht auf der „Höhe der Kritik“, und ist ein gewaltiger Aesthetiker. Er hat sich aus allerhand Grundsätzen ein System gemacht, paßt ein Stück nicht in sein System, so verwirft er es. Kommt zuletzt der Herr Director! Der hat gar kein Urtheil. Höchstens hat er eine Nase dafür ob ein Stück

Kasse machen wird. Dann fragt er nicht nach dichterischem Werthe. Glaubt er mit einem Stücke keine Einnahme zu machen, abgewiesen! Unsere Directionen haben keinen Begriff von den Pflichten, die ihnen ihre Stellung auferlegt. Sie thun immer, als wenn sie den Dichtern eine Gnade erweisen, führen sie ihre Stücke auf, während doch umgekehrt die Theater gar nicht bestehen könnten, wenn die Dichter keine Stücke schrieben. Leider sind die deutschen Dichter so schlecht gestellt, daß es wirklich eine Gnade für sie ist, wenn ihre Stücke gegeben werden, damit sie ein Honorar bekommen. So ist die Stellung des Dichters zum Theater geradezu eine verkehrte geworden. Statt daß die Theater den Dichter um sein Stück bitten müßten, muß der Dichter um Aufführung seines Stückes ersuchen, muß in manchen Fällen noch krumme Wege gehen, sich hinter Empfehlungen verkriechen, und so weiter. Ferner begreifen die Directionen nicht daß sie ihr persönliches Urtheil gar nicht als maßgebend betrachten dürfen. Was allerdings geradezu unwürdig ist sollen sie zurückweisen, in allen andern Fällen soll das Publicum das Urtheil sprechen. Die Stücke von bewährten Dichtern zu geben ist ihre verfluchte Schuldigkeit, wenn diese auch ihnen persönlich nicht gefallen. Stücke von geistreichen Neulingen, wie ich einer bin, müssen sie gleichfalls geben, damit diese die Möglichkeit gewinnen auf die Bühne zu kommen und durch die Aufführung ihrer Arbeiten lernen wo sie Fehler gemacht und wie diese in Zukunft zu verbessern sind. Solch ein Director müßte dem Verfasser eines Stü-

kes, in dem Gutes ist, sagen: „lieber Freund, so wie dein Stück ist kann ich es nicht geben, es hat diesen und diesen Fehler. Aendere diese und dann komm wieder.“ Fällt das einem Director ein? Gott bewahre! Aber mein Entschluß ist gefaßt! Morgen gehe ich fort von hier und reise von Bühne zu Bühne und ich will doch sehen ob ich meine Tragödie nicht irgendwo anbringe! Sieh nur her, Ehrenfried, wie schön sie eingebunden ist! Schon dieses Prachtgewand, in dem sie erscheint, müßte ihr überall die Thüren öffnen.“

„Wenn du morgen reisest, gehe ich mit“, sagte Oswald, der inzwischen unbemerkt eingetreten war, „wir reisen zusammen!“

Daß Reibedanz reisen wollte hatte Ehrenfried schon unangenehm berührt, denn trotz mancher Seltsamkeiten und Narrheiten besaß der verkannte Dichter viel Gutmüthigkeit und war sehr belesen, so daß der Umgang mit ihm manches Anregende und Erheiternde bot. Als aber auch sein treuer Freund Oswald erklärte fort zu wollen, war Ehrenfried förmlich bestürzt und verlangte Erklärung über diesen plötzlichen Entschluß.

„Mein Entschluß ist nicht so plötzlich“, sagte Oswald „ich trage ihn schon lange mit mir herum, zur Reife kommt er durch die Umstände. Du weißt daß ich eine Waise bin, und nicht das geringste Vermögen habe, und daß eine alte Großtante mich bisher unterstützt und mich hat studiren lassen. Die gute Großtante ist nun plötzlich gestorben und hat mir von ihrem ziemlich bedeutenden Vermögen — nichts vermacht.“

„Wie“, rief Ehrenfried, „waren denn nähere Erben da?“

„Keine Seele“, erwiederte Oswald lachend, „von der ganzen Sippe, der ich und die alte Großtante anzugehören die Ehre hatten, bin ich der letzte Sproß und wenn ich diese Sippe nicht wieder in's Leben rufe, steige ich als der letzte in's Grab und der Wappenherold könnte über meinem Grabe das Wappen der von Horst zerbrechen, wenn sie eins hätten.“

„Wer aber hat denn deine Tante beerbt,“ fragte Ehrenfried.

„Kirchen, Schulen, Stiftungen und andere fromme Anstalten“, erwiederte Oswald. „Ich kann mir lebhaft denken wie das so gekommen ist. Die alte Tante war gutmüthig und schwach, dabei sehr fromm, ich war nicht um sie, da haben allerhand fromme Leute beiderlei Geschlechts sich an sie gedrängt, haben ihr hier ein Legat für eine Kirche, dort für eine Kinder=Bewahranstalt abgeschwatzt — und so weiter, daß zuletzt für mich nichts übrig geblieben ist.“

„Armer Oswald“, sagte Ehrenfried, „das ist recht traurig für dich.“

„Im Gegentheile“, rief Oswald lachend, „ich finde es sehr lustig. Du weißt daß ich weder für den Beruf eines Gelehrten noch für die Laufbahn eines Beamten jemals große Neigung gehabt habe. Ich studirte, weil fremder Wille mich dazu bestimmt hatte und weil ich ein Unrecht gegen meine alte Tante zu begehen meinte, die mich doch schon lange unterstützt hat, wenn ich ihrem Willen entgegen handelte. Längst schon aber hatte ich Lust zum

Theater zu gehen. Ich glaube es steckt ein Stück Künstler in mir. Der Tod der Tante bringt nun meinen Entschluß nicht bloß zur Reife, er macht ihn mir fast zur Nothwendigkeit. Mir ists als wenn dieser Tod mich von einer Fessel erlöst, mir meinen freien Willen wieder gegeben hätte. Also bleibt es dabei, Reibedanz, morgen brechen wir auf. Du suchst ein Engagement für dein Stück, ich für mich selber."

„Aber so rasch", sagte Ehrenfried, „überlegt es doch noch einmal, bleibt noch ein paar Tage."

„Ueberlegen", entgegnete Oswald, „nein. Ich habe so eine leise Ahnung als machte ich einen dummen Streich, wenn ich zum Theater gehe, aber meine Lust ist zu groß — und dumme Streiche muß man nicht überlegen. Du wirst uns anfangs etwas vermissen, Ehrenfried, wahrhaftig, mir geht es eben so! Darum rasch fort, am Ende würde mir der Abschied zu schwer. So ist das Leben. Es führt ein paar treue Freunde zusammen und reißt sie dann wieder aus einander. Doch wiedersehen werden wir uns gewiß einmal — und treu bleiben wir uns, das brauchen wir uns nicht erst zu versichern.„

Trotz Ehrenfrieds Zureden beharrten Reibedanz und Oswald auf ihrem Entschlusse und brachen am andern Tage auf. Sie wollten zunächst nach Eichenwalde und zwar zu Fuße. Ehrenfried gab ihnen das Geleit bis zu einem zwei Stunden von der Stadt entfernten Dorfe. Unterwegs sagte Reibedanz: „wißt ihr wol mit was ich mich die letzten Tage abgemartert habe? Ich habe mir

einen Begriff vom Hören machen wollen, bin aber nicht damit zu Stande gekommen."

„Vom Hören," fragte Ehrenfried

„Ja wohl", erwiederte Reibedanz, „von dem Vorgange daß wir hören, daß wir einen Ton sinnlich wahrnehmen und unterscheiden können."

„Darüber gibt uns doch die Wissenschaft Aufschluß", sagte Oswald, „der Ton bildet sich durch die Schallwellen der Luft, diese berühren unsere Gehörwerkzeuge, die Nerven bringen dann das in's Gehirn und so hören wir."

„So ungefähr wird's sein", antwortete Reibedanz, „das liest sich recht hübsch, und der Herr Professor ist sehr zufrieden mit sich, wenn er diese schöne Erklärung gegeben hat. Aber im Grunde ist damit verdammt wenig erklärt. Sie behaupten also daß die Töne je nach ihrer verschiedenen Höhe eine verschiedene Anzahl von Schwingungen in der Secunde machen. Gut. Wenn ich nun z. B. denselben Ton von einer Flöte, einer Violine, einer Oboë, einer Klarinette höre, so machen diese Töne bei allen vier Instrumenten dieselbe Zahl von Schwingungen. Wodurch unterscheide ich nun die Flöte, die Violine, die Oboë? Was ist hier den Schwingungen noch beigefügt? Ich höre ein ganzes Orchester, dabei höre ich verschiedene Töne auf einmal, und bin ich musikalisch gebildet, so kann ich die gleichzeitigen Töne als verschiedene unterscheiden. Laufen diese verschiedenen Töne auf denselben Nerven in das Gehirn? Wie kann der Nerv-

raschere und langsamere Schwingungen auf einmal fortpflanzen? Bei einem Orchester kommen diese Schwingungen von allen Seiten auf mein Ohr zu. Sie müssen sich also kreuzen, warum verwirren sie sich nicht, heben sich gegenseitig auf? Dann denkt an die Klangfarbe der Stimme. Wenn zwei Sänger denselben Ton singen, verursachen sie also dieselbe Zahl von Schwingungen, wie kommt es daß ich doch die Stimme des A. von der des B. unterscheiden kann? Und nun denkt an die hunderttausendfältige Verschiedenheit der Stimme wenn sie nur spricht. Wir unterscheiden hunderte von Menschen, die wir kennen, an ihrer Stimme, ohne sie zu sehen. Was macht diesen feinen Unterschied? Reicht hier die Erklärung der Schwingungen hin? Und nun denkt an das tausendfältige Geräusch, das sich gar nicht zum Ton gestaltet, wie zischen, brausen, rollen, pochen, pfeifen, krähen, schallen, schellen, schrillen, schnalzen, schnarren, trappen, zischen, ächzen, bellen, brüllen, donnern, flüstern, husten, glucken, glucksen, schnucken, gröhlen, krachen, klingeln, klopfen, klappen, klappern, knuspern, kratzen, klirren, lispeln, läuten, meckern, poltern, quietschen, piepen, quieken, quäken, quaken, raspeln, röcheln, rauschen, rascheln, säuseln, schreien, schluchzen, knistern, platzen, heulen, prasseln, kreischen, knarren, murmeln, klatschen, platschen, plätschern, winseln, stöhnen, knallen, gellen, rasseln, kreischen, pfauchen, schnattern, zirpen, balzen, knattern, grunzen, zwitschern, poltern, kollern, knurren, krächzen, knirschen, schnurren, brodeln, schmettern, puffen, brum-

men, quietschen, summen, sausen, winseln. Wie fein unterscheidet unser Ohr hier. Wir unterscheiden einen rasch fahrenden Wagen von einem langsam fahrenden. Wir unterscheiden das Knarren einer Thüre in unserer Wohnung von dem einer andern. Wir unterscheiden den Knall eines Gewehres von dem eines andern. Wir unterscheiden das Rauschen des Nadelholzes von dem des Laubholzes. Wir unterscheiden Sägen von Hobeln und Bohren. Wir unterscheiden den Ton des Klopfens, je nachdem auf Holz oder Metall oder auf Stein oder auf die Erde geklopft wird. Ja die verschiedenen Arten von Holz, die verschiedenen Metalle haben ihren verschiedenen Klang, wenngleich die Tonhöhe bei allen dieselbe, also die Schwingungen dieselben sind. Wir unterscheiden die Stimmen der Thiere — und sind wir im Freien, so hören wir von allen Seiten Töne und Geräusch, wir unterscheiden jedes einzeln, ohne daß die Schwingungen sich verwirren. Und dann bedenkt die ungemeine Ausdrucksfähigkeit der menschlichen Stimme beim Sprechen. Die mannigfaltigsten Tonfarben kommen hier zum Vorschein. Bitte, Klage, Zorn, Grimm, Hohn, Spott, Groll, Angst, Grauen, Furcht, Schrecken, Ekel, Abscheu, Heiterkeit, Lust, Ausgelassenheit, Entzücken, Güte, Mitleid, Rührung, alles das spricht sich in verschiedenen Tonfarben aus, und alles das unterscheiden wir auf das Schärfste, obschon die Unterschiede so fein sind, daß wir mit Worten nicht einmal eine Erklärung geben können. Und dazu soll die Erklärung von Tonschwingungen ausreichen? Begreif's wer

kann, mir steht der Verstand still bei dieser ungeheuren Mannigfaltigkeit, die sich nicht einmal annähernd angeben läßt."

„Du hast Recht", sagte Ehrenfried, „es ist nicht zu begreifen, wir können nur sagen: es ist wunderbar. Aber nicht bloß auf's Hören beschränkt sich diese wunderbare, unbegreifliche Mannigfaltigkeit, auch auf das Sehen, Riechen, Schmecken, Fühlen. Wir empfangen durch die Sinne die tausendfachsten, auf das Feinste verschiedenen Eindrücke, ohne daß wir angeben können auf welche Weise es geschieht. Wie fein sind die Unterschiede des Geruchs — und wie tausendfältig sind sie. Wir gehen meistens durch das Leben und nehmen alles das als einfache Thatsachen hin, ohne darüber nachzudenken wie das alles geschieht, durch welche wunderbare Organisation das möglich ist."

„Wir nehmen das ganze Leben als Thatsache hin", fiel Oswald ein, „das Leben und die Welt, ohne darüber nachzudenken wie wunderbar alles organisirt ist, wie eins in das andere greift, wie sich die Stoffe und Kräfte zusammenfinden wo es noth thut, und sich wiederum trennen wo es noth thut. Wer jemals den Bau und das Leben eines menschlichen oder thierischen Körpers näher angesehen hat wird immer sagen müssen: das ist Wunder. Und wenn wir alles bis ins Kleinste erforschen, wird das Zusammenwirken der Kräfte und Stoffe immer wunderbarer. Und je mehr wir die Natur begreifen lernen, desto unbegreiflicher wird sie."

So waren die drei Gefährten bei dem Dorfe angekommen, wo sie sich trennen mußten. Noch einen Abschiedstrunk, ein herzliches Lebewohl und sie wanderten nach verschiedenen Seiten davon.

Ehrenfried war durch die Trennung von seinen Freunden recht darnieder gedrückt. Er fühlte sich sehr vereinsamt und das Häuschen kam ihm fast unheimlich vor, aus dem erst Volkn r, dann Konradine und nun auch die Freunde davon gezogen waren. Er stand jetzt ganz allein.

Aus dieser trüben Stimmung riß ihn ein Brief Konradinens, den er zu Hause vorfand.

Derselbe lautete:

Lieber Ehrenfried.

Doch nein, so sollte ich gar nicht schreiben! Es müßte heißen „böser, garstiger, abscheulicher Ehrenfried." Was hast Du gethan! Geschlagen hast Du Dich! Und u.n meinetwillen! Jetzt erkläre ich mir auch die trübe Ahnung, mit der ich von Dir Abschied nahm. Wie durftest Du das thun? Hattest Du mir nicht fest versprochen Dich nicht zu schlagen? Hast Du denn ein Recht Dein Leben leichtsinnig auf das Spiel zu setzen? Habe ich nicht ein Recht von Dir zu fordern daß Du Dein Leben um meinetwillen höher im Preise hältst, da Du der einzige Mensch bist, den ich im Leben habe? Wenn ich daran denke daß Du schwer, vielleicht tödtlich hättest verwundet werden können und um meinetwillen! — Ach Ehrenfried, ich hätte ja keine ruhige Stunde im Leben mehr gehabt,

wenn Du um meinetwillen — ich mag es gar nicht ausdenken. Ich stelle mir vor wie Du bleich und blutend am Boden liegst und dieses Bild verläßt mich nicht mehr. Ach ich weiß nicht was ich schreibe! Ich möchte Dich bitter tadeln daß Du Dich geschlagen hast und doch ist eine Stimme in mir, die da sagt: du solltest ihm danken daß er für dich sein Leben in die Schanze schlug. Das ist ein seltsames Gemisch in mir, Dank für Deinen Muth, und Zorn über Deinen leichten Sinn, mit dem Du Dich in die Gefahr begibst. Wenn ich also mit Dir gescholten habe, will ich Dir doch auch mein Gefühl des Dankes nicht verhehlen. Aber bitten will ich Dich, könnte ich Dich sprechen, ich würde die Hände falten und mit heißen Thränen Dich bitten: thue es nicht wieder. Willst Du meine Bitte erhören?

In Deinem letzten Briefe schreibst Du mir daß Du in einem halben Jahre ausstudirt hättest und Dein Examen machen würdest. Das tröstet mich etwas, denn bist Du nicht mehr Student, bist Du erst Candidat, angehender Prediger, dann kannst Du Dich ja nicht mehr schlagen.

Du wirst nun begierig sein zu wissen woher ich jetzt noch, nach so langer Zeit, von Deinem Duell erfahren habe, denn Du hast wohlweislich in allen Deinen Briefen darüber geschwiegen. Ich muß Dir das wol mittheilen. Eines Mittags kam ein Herr von Birkenfeld zu uns, der Geschäftliches mit unserm Herrn abzumachen hatte, und blieb zu Tische da. Du denkst gewiß: armer Birkenfeld, an dieser Tafel wirst du dich nicht besonders er=

freut haben. Doch bist Du im Irrthum. Die gnädige Frau muß besondere Rücksichten gegen ihn zu nehmen haben, denn sie ließ einige Hühner braten, gab so ein Gericht mehr und war das erste Mal so freundlich mir ein Glas Wein aufnöthigen zu wollen, was ich jedoch standhaft verweigerte. Als ich in's Zimmer trat und Herrn von Birkenfeld sah, stutzte ich, denn er kam mir bekannt vor, und doch konnte ich mich nicht besinnen wo ich ihn gesehen haben mochte. Auch er sah mich mit Ueberraschung an, ich merkte: es ging ihm eben so wie mir. Als ich nach Tische im Garten war und auf einer Bank saß und arbeitete, während meine kleinen Mädchen unfern von mir einen Kranz flochten, kam Herr von Birkenfeld auf mich zu und sagte: „mein Fräulein, Sie scheinen mich nicht erkannt zu haben, mir aber hat der Ton Ihrer Stimme Sie ins Gedächtniß zurückgerufen, denn die einzige Begegnung, die ich mit Ihnen hatte, geschah zu so später Abendstunde, daß ich die Züge Ihres Gesichts nur flüchtig gesehen habe. Diese Begegnung zu entschuldigen weiß ich nicht. Ich finde keinen denkbaren Grund, der mein Benehmen rechtfertigen könnte, es müßte denn der sein daß Champagner den Menschen zuweilen seines ganz klaren Denkens beraubt. So kann ich nichts thun, als mich auf die Güte Ihres Herzens berufen und von Ihnen Verzeihung erbitten. Ich thue das recht herzlich." Nach den ersten Worten hatte ich ihn nun auch erkannt, und ein recht bitterer Unmuth gegen ihn stieg in mir auf; allein er sprach so herzlich

und sah dabei so gutmüthig ehrlich aus, daß mein Groll schwand und ich ihm versprach den Vorfall zu vergessen. Darauf sagte er weiter daß ihm der Vorfall doch von Nutzen gewesen, indem er dadurch einen lieben Freund gewonnen und nun erzählte er mir das Duell und seine Folgen, und wie er dadurch Dich schätzen und lieben gelernt und Dir eine echte Freundschaft bewahren werde. Aus seinen Worten und seinem ganzen Benehmen leuchtete die vollste Offenherzigkeit hervor und da er mir sagte daß er Dich liebe, so vergab ich ihm auch innerlich von ganzem Herzen seine Unart gegen mich. Auf diese Weise habe ich alles erfahren. Ich schreibe nun kein Wort mehr über das Duell, da ich hoffe daß Du meine Bitte erfüllst.

Von mir kann ich Dir nichts Neues melden. Ich habe mich ganz in meine Stellung gefunden und bin heiter und zufrieden. Meine beiden kleinen Mädchen hängen mit großer Liebe an mir und das versüßt mir die wenigen Unannehmlichkeiten, die ich sonst habe. Auch scheint es mir als ob die gnädige Frau wenn auch nicht herzlicher, doch etwas rücksichtsvoller gegen mich würde. Da ich meine Zöglinge den ganzen Tag nicht von mir lasse, so braucht sie sich gar nicht mehr um dieselben zu bekümmern, und das mag ihr angenehm sein, weil sie sehr viel in ihrer Wirthschaft zu thun hat. Meine älteste Schülerin, Marie, ist neulich dreizehn Jahre alt geworden. Sie ist für ihr Alter geistig und körperlich ungemein entwickelt, und könnte beinahe für eine Jungfrau gelten. Dabei ist sie aber kindlich, wie ihre Schwe=

ster und ich denke das recht in ihr zu pflegen. Eine gewisse Kindlichkeit muß sich eine Frau ihr Leben lang bewahren. Ich kann mich mit meinen Mädchen im Garten herumjagen mit derselben Lust, als wäre ich zwölf Jahre alt. Manchmal sage ich zu mir selbst: ist das nicht kindisch? Aber ich fühle mich so heiter, so vorwurfsfrei dabei, daß es kein Unrecht sein kann. Das Leben hat so viele Formen, die es beengen, daß man sie in heiterm Spiele wol einmal abwerfen kann. Ich halte es für Unrecht Kinder zu früh in Formen einzuschnüren. Leute, die immer sagen: schickt sich das, finden zuletzt auch unschicklich was es nicht ist. Ich glaube man kann heiter, selbst lustig, ja muthwillig sein, und doch dabei die Schicklichkeit bewahren. Die wahre Schicklichkeit beruht nicht in Formen und steifer Zurückhaltung, sie wird vom echt weiblichen Feingefühl gelehrt. Und dieses in meinen Zöglingen herauszubilden und zu nähren halte ich für meine gebotenste Aufgabe.

Deine Briefe, lieber Ehrenfried, sind mir immer die höchste Erquickung. Du schreibst so verständig, ich finde Dich in ihnen fest und doch mild, und dabei doch warm fühlend für alles Große und Schöne. Mit Deinen Kenntnissen, Deinen Gesinnungen mußt Du ein glückliches Loos in der Welt erringen. Daß Dir das gelinge ist mein wärmster Wunsch. Und wenn Du nun weißt wie mich Deine Briefe erfreuen, wirst Du nicht nachlassen mir recht oft diese Freude zu bereiten. Lebe wohl. Es grüßt Dich herzlich Deine treue Schwester Konradine.

20.

Reibedanz und Oswald waren nach mehrtägiger Wanderung nach Eichenwalde gekommen. Sie nahmen eine Wohnung in einem Gasthofe und ließen ihr Gepäck, das mit der Post gegangen war, dorthin bringen. Am Morgen nach ihrer Ankunft gingen sie zu dem Schauspiel-director, Reibedanz um seine Tragödie, Oswald sich selbst anzubringen. Der Director war verreist und sollte erst am andern Tage wiederkehren. Sie brachten also den Tag mit Besichtigung der Stadt zu. Als Reibedanz am andern Morgen erwachte, bemerkte er zu seinem Schrecken daß sein Koffer gestohlen war. Die Thüre seiner Stube war offen. Hatte er sie nicht verschlossen oder war sie mit einem Nachschlüssel geöffnet worden? Das ließ sich im Augenblick nicht feststellen. Noch in ein paar andern Zimmern war gestohlen worden, auch bei dem Wirthe waren mehrere Schränke erbrochen. Die Spuren der Diebe waren leicht erkenntlich, sie führten in einen leeren Stall, in dem ein Stück Wand von außen durchgebrochen war, wodurch die Diebe ihren Eingang gefunden hatten.

Reibedanz war über seinen Verlust untröstlich. In seinem Koffer hatte sich das Manuscript seiner Tragödie befunden — und das war also verloren. Oswald suchte ihn zu trösten. „Du kannst es ja ziemlich auswendig“, sagte er, „also schreibst du es noch einmal auf, und die Mühe und Zeit, die das kostet, ist der ganze Verlust.“ „Ob ich es auswendig kann weiß ich nicht“, entgegnete Reibedanz, „ich werde es gleich einmal versuchen.“ Damit

fing er an im Zimmer umherzulaufen und sein Stück herzusagen. Manchmal stockte er und rief dann ängstlich: „da kann ich nicht weiter, da fehlt mir ein Vers.“ Er besann sich indessen immer wieder und als er mit dem ersten Aufzuge fertig war, meinte er: der säße ziemlich im Gedächtnisse, den könne er wol wieder aufschreiben. Da wurde er unterbrochen, denn es rief ihn jemand zum Untersuchungsrichter. Bei diesem mußte er den Inhalt des gestohlenen Koffers angeben und wurde befragt ob er nichts über die Art und Weise des Diebstahls wisse. Er wußte nichts, er hatte fest geschlafen. Dann begab er sich nach Hause und fing wieder an sich die Verse seiner Tragödie in's Gedächtniß zurückzurufen. Im zweiten Aufzuge gab es schon bedenkliche Lücken und auf einzelne Stellen konnte er sich durchaus nicht besinnen. Mittlerweile war es Mittag geworden, er mußte mit Oswald zu Tische gehen. Nach dem Essen begab er sich wieder an seine Arbeit und versuchte den dritten Aufzug. Damit ging es noch schlimmer. Von einem ganzen Auftritt wußte er keinen Vers zusammen zu bringen. Er wurde immer ängstlicher, immer ungeduldiger, im vierten Aufzuge blieb er vielfach stecken, im fünften konnte er endlich gar nicht weiter. Oswald war ab- und zugegangen. Als er jetzt Reibedanz schweißtriefend, in wahrer Todesangst fand, der sich vergeblich bemühte zu einem ersten Vers den zweiten zu finden und immer den ersten laut wiederholte, rief er ihm zu: „höre auf, du machst dich noch verrückt.“ „Freund, Bruder“, sagte Reibedanz kläglich, „es geht nicht,

ich habe wenigstens die halbe Tragödie vergessen." „Wie willst du dich auch besinnen können", entgegnete Oswald, „wenn du keine Ruhe hast und dich immer mehr aufregst. In deiner Angst müssen sich ja die Gedanken verwirren. Jetzt höre auf, denke an etwas anderes, morgen früh fängst du von Neuem an, da wird es besser gehen." „Und wenn es nicht geht", fragte Reibedanz im kläglichsten Tone, „wenn es nicht geht? Ich hatte meine ganze Hoffnung auf das Stück gesetzt. Warum habe ich es auch in den Koffer gethan! Ich hätte es in die Kommode verschließen sollen. Aber da hielt ich es für weniger sicher, ich glaubte da könne ein neugieriger Kellner oder eine naseweise Stubenmagd mit einem Nachschlüssel hinein kommen und mir es nehmen. Wer kann auch denken daß ein Koffer gestohlen wird." „Jammere nicht so", sagte Oswald, „morgen setzest du dich hin und schreibst auf was du noch weißt. Was dir aber fehlt dichtest du nach. Plan, Scenengang, Charaktere hast du ja alles frisch im Gedächtniß, da ist es ja leicht das Stück zu ergänzen. Jetzt komm, der Nachmittag ist schön, laß uns den Park besehen, der sehr anmuthig ist."

Reibedanz sah ein es sei das Klügste sich für jetzt der Gedanken an seine in Räuberhände gefallene Tragödie zu entschlagen und eine Nacht erst zu schlafen, bis seine Gedanken sich gesammelt hätten. Beide gingen dann in den Park und verlockt von den schönen Wiesen- und Waldpartien, die sich an denselben anschlossen weiter bis zu dem Dorfe, wo einst Ehrenfried mit Kunz nähere Bekannt-

schaft gemacht hatte. Die Sonne war schon unter, es war längst dunkel, als sie den Heimweg nach der Stadt antraten. Sie hatten mancherlei gesprochen, als sie sich der Stadt näherten fing Reibedanz wieder an über seine verlorene Tragödie zu jammern. Oswald wollte ihn davon abbringen und sagte: „was hast du aber deinen Personen für seltsame Namen gegeben! Edeltrud, Gadwigis, Wunibald, Wilibald u. s. w. heißen die Leute in deinem Stücke, das sind ungewöhnliche Namen, über die das Publicum die Köpfe schütteln wird.“ „Laß sie die Köpfe schütteln“, rief Reibedanz, „da bringst du mich auf einen Punct, der mich jedes Mal grimmig macht, wenn ich nur daran denke. Was für Namen sind jetzt bei uns gebräuchlich? Lauter ausländische, die schönen alten deutschen Namen sind ganz vergessen. Da haben wir griechische und lateinische Namen, da laufen die Leute herum und heißen Margarethe, Eugenie, Regina, Fides, Renate, Clemens, Felix, Dorothea, Theodor, Nicolaus, Barbara, Ursula u. s. w. und ahnen gar nicht was ihre Namen bedeuten. Unter hunderten die Margarethe, Eugenie, Regina, Fides, Renate heißen wissen nicht fünf daß ihre Namen Perle, Wohlgeborene, Königin, Glaube, Wiedergeborene bedeuten. Mancher Philipp würde seinen Namen hassen, wenn er wüßte daß er einen Pferdeliebhaber bedeute, manche Barbara würde sich für ihren Namen bedanken, wenn sie wüßte daß er in der günstigsten Bedeutung „fremd“ heiße, manche Ursula würde sich umtaufen, wenn sie wüßte daß sie „kleiner Bär“ genannt würde. Zu den lateinischen und griechischen

kommen dann noch die alten Judennamen: Zacharias, Samuel, Abraham, Esther, Thomas, David, Daniel, Rebecca. Warum sollen unsere deutschen Kinder jüdische Namen tragen? Ist Sinn und Verstand darin? Im Leben gehen wir den Juden aus dem Wege, wir hegen Vorurtheile gegen sie, aber unsere Kinder werden nach dem alten Testamente getauft. Es ist die reine Dummheit! Und dann übersetzen wir unsere guten deutschen Namen noch in das Französische. Mancher Pinsel, der ehrlich deutsch Ludwig heißt, nennt und schreibt sich Louis, aus unserer guten Karoline machen wir Charlotte, aus Ludwiga Louise, aus Friedrich Frederic. Ja unter dem vornehmen Pöbel findet man noch die Unsitte statt Karl Charles, statt Heinrich Henrici zu rufen, eben so wie man Eugenie französisch ausspricht. Dieser grenzenlosen Dummheit machen sich namentlich die Regisseure unserer Theater schuldig, die gewöhnlich sich mit Sprachkenntnissen brüsten, die sie nicht haben. Kommen deutsche Vornamen in Stücken vor, die im Auslande spielen, so lassen sie sie auch nach der ausländischen Aussprache sprechen. Da ist dann von Charles, Henri die Rede, obschon das nur Uebersetzungen von deutschen Namen sind, obschon wir in der Geschichte von Karl dem Großen, von Heinrich IV., von Ludwig XIV. sprechen. Ja manche Regisseure sind so dumm die Namen Richard, Reichard, in englischen Stücken Ritschert aussprechen zu lassen. Als wenn die Engländer nicht von selbst genug thäten um die wohlklingenden Worte anderer Sprachen in ihrem wüsten Jargon zu mißhandeln."

„Du übertreibst fürchterlich“, sagte Oswald, „wie kannst du die englische Sprache einen Jargon nennen?“

„Sie ist nichts anderes“, rief Reibedanz, „sie hat keinen Anspruch auf den Namen einer Sprache, sie ist nur ein Jargon. Eine Sprache muß Wurzeln haben und aus diesen Wurzeln neue Schößlinge treiben können. Das Englische hat keine Wurzeln mehr. Zusammengesetzt aus dem Angelsächsischen und Französischen hat es allen eigenthümlichen Charakter verloren, so wie alle Zeugungsfähigkeit. Braucht es für einen neuen Begriff ein neues Wort, so nimmt es dasselbe aus einer fremden Sprache, spricht es so dumm wie möglich aus und hat sich um ein Wort bereichert. In der Formbildung ist die englische die armseligste aller neuern Sprachen, mit dem Lateinischen oder gar dem Griechischen wollen wir sie gar nicht vergleichen. Durch die entsetzliche Maulfaulheit der Engländer, die eigentlich niemals sprechen, sondern nur kauen und ausspucken, hat ihre Sprache allen und jeden Wohlklang verloren. Wie kann in einer Sprache Wohlklang sein, die den schönsten, volllautendsten Vocal, das A gar nicht kennt? Die englischen Wörter haben sich in dem trägen Munde der Engländer bis zur Unkenntlichkeit ihres ursprünglichen Lautes abgeschliffen und so steht ihre Orthographie mit der Aussprache in einem Widerspruche, der geradezu lächerlich ist. Man kann wahrhaftig sagen: dieß Wort wird „Stiefelknecht“ geschrieben und „Lichtputze“ ausgesprochen. Schon im Französischen ist die Orthographie mit der Aussprache im entschiedensten Widerspruche, aber so toll

wie im Englischen ist es doch nicht. Und dabei bilden sich diese Engländer wirklich ein ihr Jargon sei eine schöne Sprache und sehen mit Achselzucken auf unser herrliches Deutsch!"

„Du reitest heute wieder einmal ein anderes Steckenpferd", sagte Oswald lachend.

„Nenne du das Steckenpferd, wenn du willst", rief Reibedanz, „ich spreche aus voller Ueberzeugung."

„Wir sind aber ganz von unserm Gespräch abgekommen", sagte Oswald, „wenn du alle die gebräuchlichsten Namen verwirfst, welche sollen wir denn führen?"

„Deutsche, deutsche", erwiederte Reibedanz, „keine ausländischen. Ich will gar nicht in die ältesten Zeiten zurückgehen, die uns einen Schatz von wohlklingenden und bedeutungsvollen Namen bieten, aber selbst die Namen aus späteren Zeiten schwinden immer mehr. Wie wenig Menschen giebt es, die noch Eberhard, Wilibald, Sebold, Burkhard, Wendelin, Günther, Dagobert, Vollbrecht Wigand, Wolfram, Sigismund, Lambert, Balduin, Erhard. u. s. w. heißen! Warum diese schönen Namen, schwinden lassen und uns dafür mit fremden Lappen behängen?"

Unter diesen Gesprächen waren sie in der Stadt angelangt. „Sollen wir schon nach unserm Gasthofe gehen", fragte Reibedanz. „„Es ist zehn Uhr, und Zeit nach Hause zu kommen."" „Dann setzen wir uns in das Gastzimmer", erwiederte Reibedanz, „um zu Abend zu essen; das ist bequem eingerichtet, hell mit Gas er-

leuchtet, und am Tische finden wir einige Handlungsreisende mit langweiligen Backenbärten und noch langweiligern Gesprächen. Laß uns eine Kneipe suchen nach alter Art, wo Talglichter die Beleuchtung ausmachen, wo Bier geschenkt wird. Da findet man noch hier und da komische Gesellen, an denen man sich ergötzen kann, Philister mit seltsamen Manieren, die den Hausschlüssel nicht mit haben, die Solo spielen mit stehenden Redensarten, die politische Gespräche führen, die sich einen halben Rausch angetrunken haben und ihn voll machen, damit sie Muth bekommen dem Donnerwetter der daheim wartenden Ehehälfte zu trotzen. Wahrhaftig die Leute in unserer Zeit, die einen Cylinder und den verdammten schwarzen Rock tragen, der für die Männer Uniform geworden ist, sind alle über einen Kamm geschoren. Keine Eigenthümlichkeit, keine selbständige Persönlichkeit mehr. Komm, ein Glas Bier in einer Kneipe ists, wonach ich mich heute sehne."

Oswald war mit dem Vorschlage einverstanden, und beide schauten sich eifrig um wo sie eine solche Kneipe fänden. Endlich rief Reibedanz: „ich glaube wir brauchen nicht weiter zu gehen. Siehst du das Schild da, das man beim Licht der Straßenlaterne eben noch lesen kann? „Restauration, Kaffee, Bier und Branntwein bei Jacob Schneidewin." Nun schau dir das alte finstere Haus an, sieh den düstern schmalen Hof und ganz hinten eine trübe rothe Laterne. Das ist so eine verborgene Spelunke, wie ich meine. Komm, hier gehen wir hinein."

Oswald kam der Name Schneidewin bekannt vor, doch besann er sich vergebens wo er ihn gehört haben könnte. Es war auch manche Jahre her daß ihn Ehrenfried einmal genannt hatte. Er trat mit Reibedanz in das Gastzimmer. Es war ziemlich leer. Nur Schneidewin saß mit einem Manne in einer Ecke und spielte mit ihm Karte. Frau Schneidewin saß am Schenktische und nähte. Die beiden Spieler schauten mit finstern Blicken auf die späten Gäste. Diese bestellten Bier. Kunz sprang aus einem Winkel hervor, wo er schon halb geschlafen hatte, und bediente sie. „Schade", sagte Reibedanz, „wir kommen etwas zu spät, es sind keine Gäste mehr da." Dann fuhr er leise fort: „sieh, das ist die rechte Art von Kneipen. Die Wände sind seit zwanzig Jahren nicht geweißt, der Tabaksgeruch ist unvertilgbar in Dielen und Hausgeräth gedrungen, die einmal braun gestrichenen Bänke sind weiß geworden vom vielen Gebrauche, die paar Lichter erhellen nothdürftig die lange Stube. Und dann sieh dir die beiden Kerle da an. Der eine scheint der Wirth zu sein! Sieh das stechende Auge dieses Menschen, das gefurchte Gesicht. Ich wette der Kerl ist zehn Jahre jünger, als er aussieht, und diese Furchen hat ein wüstes Leben gegraben. Und sieh den andern an. Der Kerl scheint noch ziemlich jung zu sein, aber die herunter gezogenen Mundwinkel verrathen große Frechheit." Bei diesen Worten hielt Reibedanz plötzlich inne, faßte krampfhaft Oswalds Arm und sagte: „da ists." Oswald schaute auf und erblickte Kunz, der seine gewöhnliche Abendarbeit verrichtete

und Fidibus machte. Das Papier dazu riß er aus einem großen, in rothen Maroquin gebundenen Buche. Reibedanz sprang auf, riß dem Burschen das Buch aus der Hand und rief: „es ist's wahrhaftig! Meine Tragödie!"

Die beiden Spieler sprangen in die Höhe und riefen aus einem Munde: „was soll's!" „Meine Tragödie", erwiederte Reibedanz, „wo habt ihr die her? Und ihr braucht sie um Fidibus daraus zu machen! Welche schnöde Entweihung!" Schneidewin wurde kreideweiß bei diesen Worten, sagte aber mit zornbebender Stimme: „das Buch ist vom Trödler, ich habe es bezahlt, geben Sie es her." „Nur mit meinem Leben", schrie Reibedanz, „nur mit meinem Leben sollt ihr das Werk haben, die Frucht meiner begeisterungsvollen Nächte!" „Wir haben das Buch ehrlich gekauft", erwiederte Schneidewin. „Gestohlen ist es worden", schrie Reibedanz, „nie ist ein ärgeres Verbrechen begangen, als dieser schändliche Raub! Gekauft wollt ihr's haben? Wo? Gesteht es, denn dadurch kann ich auch meine andern Sachen wieder bekommen! Gesteht es, wenn ihr nicht selbst die Spitzbuben seid." Schneidewin lag alles daran das Buch wieder zu bekommen, das ein gutes Ueberführungsstück des Diebstahls sein mußte, und mit den Worten „her mit dem Buche" wollte er es Reibedanz entreißen. Dieser aber hielt es krampfhaft fest und schrie aus Leibeskräften: „Räuber! Diebe!" Der andere Spieler wollte Schneidewin beistehen, Oswald eilte Reibedanz zu Hülfe, es entspann sich ein Ringen und Kämpfen, wobei Reibedanz immer mörderlich schrie. Plötzlich öffnete sich die Thüre und eine

Stimme rief: „Ruhe, im Namen des Gesetzes!" Die Kämpfenden ließen von einander ab und schauten nach dem Eingetretenen. Es war ein Polizeibeamter. „Gut daß Sie kommen", rief Reibedanz, „ich bin bestohlen worden und finde hier mein Eigenthum wieder." Der Polizeibeamte trat einen Schritt näher und sagte: „guten Abend, Herr Schneidewin. Heda, Kellner, hier geblieben! Sie auch, Frau Schneidewin. Niemand verläßt das Zimmer." Dann wandte er sich zu dem andern Spieler und sagte höhnisch: „sieh da, rother Wolf, bist du wieder vom Zuchthause los? Ich fürchte du wirst bald wieder die dicken Thüren hinter dir zuschließen hören." Dann drehte er sich zu den beiden Freunden und fragte wer sie wären. Reibedanz hatte zufällig von seiner Vernehmung am Morgen her seinen Paß noch bei sich, womit er sich auswies, worauf er dem Polizeibeamten alles wahrheitsgetreu erzählte. Darauf wandte sich dieser an Schneidewin und sagte: „dieß Mal, denke ich, werden wir Sie fassen. Wir haben Sie lange in Verdacht, wir haben Sie auch schon ein paar Mal zur Untersuchung gezogen, aber immer haben Sie sich herausgelogen. Wir haben heute schon viel Nachforschungen nach dem Diebstahl von voriger Nacht angestellt und erfuhren dabei daß ein junger Mann, der von Zahnschmerzen geplagt nicht schlafen konnte, gesehen hat daß heute Morgen bei Tagesgrauen zwei Männer mit Packeten in Ihre Thüre geschlüpft sind. Ich hatte Ihnen für heute Abend einen Besuch zugedacht und komme gerade zur rechten Zeit, um mit

diesem Buche einen schlagenden Beweis zu finden.“ Schneidewin wollte sich rechtfertigen, indeß der Polizeibeamte ließ sich darauf nicht ein. Er öffnete die Thüre und es traten noch einige Polizeidiener herzu. „Für heute Abend ist es zu spät zu einem Verhöre und zu einer Haussuchung. Aber die Beweise sind so klar, daß ich hier alle verhaften muß. Sie werden diese Nacht hinter Schloß und Riegel schlafen und ich werde eine Wache hier lassen bis morgen früh, wo wir dann die Haussuchung anstellen wollen. Heda, her mit den Handschellen!“ Schneidewin, Kunz und der rothe Wolf wurden an den Händen gefesselt, Frau Schneidewin durfte so mitgehen.

Reibedanz wollte sein Buch mitnehmen, allein der Polizeibeamte gab das nicht zu, da er es als Beweisstück zu brauchen erklärte. Die Gefangenen wurden abgeführt. Reibedanz bat in den beweglichsten Worten daß man sein Buch gut in Acht nehmen und besonders keine Fidibus daraus machen solle.

diesem Buche einen schlagenden Beweis zu finden." Schneidewin wollte sich rechtfertigen, indeß der Polizeibeamte ließ sich darauf nicht ein. Er öffnete die Thüre und es traten noch einige Polizeidiener herzu. „Für heute Abend ist es zu spät zu einem Verhöre und zu einer Haussuchung. Aber die Beweise sind so klar, daß ich hier alle verhaften muß. Sie werden diese Nacht hinter Schloß und Riegel schlafen und ich werde eine Wache hier lassen bis morgen früh, wo wir dann die Haussuchung anstellen wollen. Heda, her mit den Handschellen!" Schneidewin, Kunz und der rothe Wolf wurden an den Händen gefesselt, Frau Schneidewin durfte so mitgehen.

Reibedanz wollte sein Buch mitnehmen, allein der Polizeibeamte gab das nicht zu, da er es als Beweisstück zu brauchen erklärte. Die Gefangenen wurden abgeführt. Reibedanz bat in den beweglichsten Worten daß man sein Buch gut in Acht nehmen und besonders keine Fidibus daraus machen solle.

Benedix, Roderich,

Die Landstreicher Roman

Bd.: 1. Band

Leipzig [1867]